

Rezensionen

Kristijono Donelaičio epochos kultūrinės inovacijos – Cultural innovations of the epoch of Kristijonas Donelaitis. Sudarytoja Silva Pocytė. Klaipėda 2013. 198 S. (Acta historica universitatis Klaipedensis. 26.)

Das Institut für Geschichte und Archäologie im Ostseeraum führte 2011 eine Tagung über die Epoche von Donelaitis durch, deren Beiträge kurz vor dem Donelaitisjahr 2014 erschienen sind, so dass ihre Ergebnisse bereits auf zahlreichen Veranstaltungen des Jubiläums Berücksichtigung fanden. Sie werden auch deshalb gerne herangezogen, weil in Litauen trotz der Veröffentlichung und damit Zugänglichkeit vieler Quellen über das Leben des litauischen Nationaldichters die Geschichte Preußens im 18. Jahrhundert, vor allem die damalige Literatur und Theologie, nicht so gegenwärtig ist. Daher stießen in Litauen die Kurzvorträge dieser Sammelschrift auf größere Beachtung und wurden bereits mehrmals zitiert. Zweifellos sind die Erkenntnisse dieses Bandes auch für die Donelaitisspezialisten außerhalb von Litauen von Interesse, was den Rezensenten ermutigt, sie hier ausführlicher darzustellen.

In ihrem einführenden Beitrag über Preußisch-Litauen im Rahmen der kontrastreichen Geschichte Preußens referiert Nijolė Strakauskaitė die aktuellen Überlegungen der Historiker, vor allem von S. Haffner und Ch. Clark, zur Entwicklung Preußens im 18. Jahrhundert und wendet sich gegen die noch immer in Litauen festsitzenden negativen Beurteilungen der preußischen Geschichte, dass Preußen ein militärischer Staat oder dass die preußischen Schulen ein Ort der Germanisierung gewesen seien. Sie verweist darauf, dass die preußische Gesellschaft im 18. Jahrhundert keinesfalls militarisiert war, denn auch noch am Ende dieses Jahrhunderts bestand die preußische Armee zur Hälfte aus fremden Söldnern. Im 18. Jahrhundert verstärkte sich in Preußisch-Litauen die Akkulturation und Zweisprachigkeit innerhalb der bunt gemischten Bevölkerung, die nicht nur negativ gesehen werden sollte. Die Autorin zweifelt nicht an der Treue der Preußisch-Litauer zu ihrem Monarchen und wendet sich gegen die in Litauen gerne zitierten negativen Aussagen von Friedrich II. über das spätere Ostpreußen, die zu einem recht einseitigen Bild des Herrschers führen. Sie appelliert darauf, auf die bisherigen Stereotypen zu verzichten und spricht sich für ein neues Bild des damaligen Preußisch-Litauen aus.

Die aus Litauen stammende Germanistin an der Universität Olsztyn (Allenstein), Alina Kuzborska, greift noch ein Mal die Nähe von Donelaitis' - Epos mit der antiken Literatur auf, die im 18. Jahrhundert die europäische Literatur insgesamt beeinflusste. Donelaitis hat seine Bewunderung für die Werke von Vergil, Horaz und Hesiod selbst erwähnt. Die Art, wie Donelaitis die göttliche Ordnung und die Rolle der Arbeit beschreibt, greift zurück auf Hesiods „Werke und Tage“ und Vergils „Georgika“. Die Autorin neigt dazu, „Die Jahre“ als belehrende Poesie zu sehen.

Žavinta Sidabraitė hebt in ihrem Beitrag hervor, dass der Pfarrerdichter in seinem Werk ganz bewusst den unteren Stand der damaligen Gesellschaft und Angehörige einer Minderheit besingt, aber gerade deshalb empfand man sein Werk damals und empfindet es auch heute noch als „modern“. Donelaitis verwendet gerne die Metapher der Nachtigall, die nur dann singt, wenn die übrigen Sänger schweigen. Der Mensch wird bei Donelaitis als nichtig dargestellt, der sich nicht anmaßen darf, die Schöpfung Gottes in Frage zu stellen.

Einen tieferen Einblick in die politischen und geistigen Begebenheiten der Epoche von Donelaitis vermittelt Arūnas Baublys. Die Sparsamkeit der Herrscher und eine rationale Verwaltung machten damals Preußen zu einer europäischen Großmacht. Vor allem Friedrich Wilhelm I. baute das Netz der Schulen und Kirchen aus, kümmerte sich um die Bildung von litauischsprachigen Lehrern und Geistlichen und ermöglichte dadurch das Entstehen einer litauischen Intelligenz. Friedrich II. interessierte sich zwar nicht für die Religion, aber gerade seine Nichteinmischung in die kirchlichen und geistlichen Belange erleichterte das religiöse Nebeneinander im Lande.

Kęstutis Daugirdas, der an der Universität Mainz lehrt, stellt die theologischen Auseinandersetzungen an der Theologischen Fakultät in Königsberg während der Studienzeit von Donelaitis vor. Donelaitis' Studium vollzog sich noch in der Herrscherzeit von Friedrich Wilhelm I., der die Theologiestudenten durch die Professoren der Fakultät auf ihre Frömmigkeit überprüfen ließ. Vier der sieben Professoren der Fakultät gehörten damals dem pietistischen Flügel an. Diese Spaltung führte zu Auseinandersetzungen und Streit innerhalb der Fakultät, obwohl auch die Pietisten in ihr sich auf die traditionelle lutherische Lehre beriefen und selbst die Gegner des Pietismus wie J. J. Quandt die *praxis pietatis* tolerierten. Nach Ansicht von Daugirdas wurde der junge Donelaitis wohl mehr von den pietistisch orientierten Professoren geprägt, konnte aber in seiner Studienzeit auch schon die Ideen der Aufklärung wahrnehmen.

Bibliotheken beeinflussen das Weltbild der Studierenden. Deshalb gibt Axel E. Walter einen Überblick über die Bibliotheken in Königsberg zur Zeit von Donelaitis. Damals gab es in der Stadt fünf Bibliotheken, von denen die größte die Königliche Bibliothek mit ca. 10 000 Bänden war. Die Wallenrodsche Bibliothek wie auch die Stadt- und die Universitätsbibliothek umfassten je ca. 5 000 Bände, die Geheime Kanzleibibliothek dagegen besaß lediglich 863 Bücher. Die Benutzung dieser Bibliotheken war für Studierende jedoch stark eingeschränkt, so dass man damals gerne die größeren privaten Bibliotheken benutzte, die teilweise sogar mehr Bücher als die öffentlichen besaßen. Walter geht auch auf die wichtigsten Hochschullehrer von Donelaitis, wie F. A. Schulz oder D. H. Arnoldt, die die Poetiklehre von Gottsched und Bodmer propagierten, ein.

Der an der Universität von Parma lehrende Professor Guido Michelini, der ein vorzüglicher Kenner der litauischen evangelischen Kirchenlieder ist, unterbreitet die zurzeit von Donelaitis in Gebrauch gewesenen litauischen Gesangbücher. Als Pfarrer kannte Donelaitis sowohl das 1705 von Friedrich Schuster herausgegebene Gesangbuch, das zugleich die zweite Ausgabe des Gesangbuches von Daniel Klein darstellte, als auch das 1732 erschienene Gesangbuch „Iš naujo perveizdetos ir pagerintos Giesmu Knygos“, das von Johann Behrendt herausgegeben wurde. Die meisten Lieder aller dieser Gesangbücher waren Übersetzungen aus dem Deutschen, die Donelaitis sicherlich auch im Original kannte. Das letztere Gesangbuch erschien bis 1748 in acht Ausgaben, die Zahl der Lieder vergrößerte sich stetig bis auf 417 Lieder. Daneben war auch das 1737 zum ersten Mal erschienene Gesangbuch von U. Glaser im Gebrauch, das A. F. Schimmelpfennig 1750 zusammen mit dem Gesangbuch von Behrendt neu herausgab. Einige Bilder und Ausdrücke aus dieser Ausgabe finden auch im Werk von Donelaitis Nachhall.

Donelaitis spielte Orgel und baute Klaviere und kannte sich gut in der Musikwelt Preußens aus, wie Daiva Ksanienė schreibt. Er lernte an der Theologischen Fakultät Orgelspielen und Musiktheorie, sang im Chor und unterrichtete die Schüler in Stallupönen zwei Jahre lang in Musik. Es ist bekannt, dass Donelaitis einige Oratorien und Kantaten schuf, die jedoch nicht erhalten sind.

Zur Zeit von Donelaitis nahm Friedrich Wilhelm I. im Jahr 1732 vertriebene Salzburger in Preußen auf, von denen einige auch in der Gemeinde von Tollmingkehmen angesiedelt wurden. Bernhart Jähnig schildert in seinem Beitrag die Vertreibung und Aufnahme der evangelischen Salzburger, die fortan als freie Bauern in Preußen auch unter Litauern lebten. In der Parochie

Tolmingkehmen, die 40 Dörfer umfasste, gab es in 5 Dörfern 24 Salzburger Familien, die noch lange ihre Mundart und ein Zusammengehörigkeitsgefühl bewahrten.

Liucija Citavičiūtė, die 2004 eine Monographie über das Litauische Seminar in Königsberg verfasst hatte, beschreibt in ihrem Beitrag die Bemühungen von Martin L. Rhesa, die weltliche litauische Literatur in Preußen zugänglich zu machen. Innerhalb weniger Jahre veröffentlichte Rhesa mehrere litauische weltliche Werke, so 1818 „Das Jahr“ von Donelaitis, um 1822-1823 „Pilkainis“ von Chr. G. Mielcke, 1824 die Fabeln von Donelaitis und 1825 litauische Volkslieder.

Zwei weitere Beiträge von Ruth Leiserowitz über polnische Studenten an der Universität Königsberg zwischen 1770 und 1825 und von Grzegorz Jasinski über die Gemeinschaftsbewegung in Masuren Ende des 18. und Anfang des 20. Jahrhunderts greifen bereits über die Epoche von Donelaitis hinaus und erweitern unsere Kenntnisse über das multinationale Leben Ostpreußens. Der letzte Beitrag der Sammelschrift von Vasilijus Safronovas behandelt die Verinnerlichung und Symbolisierung von Donelaitis in Preußisch-Litauen und vor allem im Memelland ab dem Ende des 19. Jahrhunderts. Noch bis zum Ersten Weltkrieg war Donelaitis unter den Litauern nur wenig bekannt, lediglich die Gebildeten in Preußisch-Litauen, ungeachtet ihrer Nationalität, bemühten sich, die Gestalt und das Werk von Donelaitis in den Schulen und in der ostpreußischen Gesellschaft zu verbreiten. Die ersten Ansätze litauischer Kreise, Donelaitis als Vorbild für das litauische Volk zu stilisieren, erfolgten erst zum 200. Jubiläum des Dichters 1914. Im Memelland der Zwischenkriegszeit beanspruchten die Litauer Donelaitis für sich. Allgemeine Verehrung in Litauen erfuhr Donelaitis erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als er in der Sowjetzeit als Kämpfer für das Litauische hochstilisiert wurde.

Arthur Hermann

* * *

Johannes Bobrowski: Pruzzische Vokabeln. An Old Prussian Glossary, introduced and edited by Kristina Brazaitis. Dunedin: Department of Languages and Cultures 2010. 373 S. (Otago German Studies. 25.)

Johannes Bobrowski sammelte über mehrere Jahre hinweg Vokabeln der ausgestorbenen Sprache der Prußen, Preußen, oder, wie er sie schrieb, Pruzzen. Die Erinnerung an diesen im Zuge einer als „Kreuzzug“ deklarierten Erober-

ung im Mittelalter von den Rittern des Deutschen Ordens brutal niedergedrungenen, zwangsmissionierten und schließlich in vollständiger Assimilation in der deutschen Erobererkultur aufgegangen baltischen Volksstamm bebte subkutan noch lange nach in der Territorial- und Staatsbezeichnung „Preußen“. Immer wieder deklarierten sich einzelne Menschen und Familien in oder aus (Ost-)Preußen und Litauen zu Nachfahren dieser Pruzzen, um sich den jeweiligen herrschenden gesellschaftlichen Zuständen als nicht wirklich zugehörig zumindest mental entziehen und sich stattdessen einer längst untergegangenen Kultur zuzurechnen zu können. Dass nur wenige pruzzische Sprachzeugnisse überliefert sind und von der Kultur der Pruzzen nur verhältnismäßig wenig bekannt ist, erlaubt es, sich durch Identifikation mit ihnen eine traumhafte Gegenwelt zurechtzuimaginieren. Wenn Schriftsteller wie Heinz Georg Podehl, Günther Kraft-Skalwynas oder Letas Palmaitis auf Pruzzisch schreiben, nehmen sie sich die Freiheit, die von ihnen genutzte Sprache (und deren Kultur) neu zu erfinden. Der strukturelle Unterschied zu populären Fantasywelten wie denen von J.R.R. Tolkien, der ja als Linguist seinen Zyklus „Herr der Ringe“ um von ihm erfundene phantastische Sprachen herum aufbaute, ist da nicht groß, zumal auch Tolkien seine Fantasy-Welt anreicherte um fragmentarische mythische Überlieferungen diverser europäischer Völker. Romanen (und den „specials“ der DVD-Ausgaben von Filmen und Fernsehserien), die in erfundenen Welten spielen, sind nicht umsonst oft Wörterlisten beigegeben, die den Eindruck erwecken, als dessen sprachliche Bausteine in den jeweiligen fiktionalen Kosmos und seine Semantik wie in eine tatsächlich existierende „fremde“ Welt einzuführen.

Bobrowskis Interesse an den pruzzischen Vokabeln leitet sich tatsächlich her aus einem mit der Neuerfindung der Pruzzen befassten Kontext: Als Schüler wurde er stark beeinflusst von Alfred Brust, mit dem die Pruzzenromantik vor 1933 hohes literarisches Niveau erreicht hatte. In seinem eigenen literarischen Werk trat Bobrowski jedoch schließlich in zunehmende Spannung zu solch identifikatorisch mythisierender Aneignung der Vergangenheit. Seine Sammeltätigkeit spiegelt seine anfängliche Identifikationslust ebenso wider wie später die sparsame Verwendung einiger weniger dieser pruzzischen Wörter in seiner Lyrik wachsende Skepsis gegenüber der Hoffnung, im Mythos (noch dazu dem von Opfern der Deutschen) eine legitime Gegenwirklichkeit finden zu können.

Seine Vokabelliste besteht aus 583 pruzzischen Wörtern, die er in einem kleinformatigen Ringbuch auf linierten Blättern gesammelt hat – offensichtlich bemüht um eine alphabetische Reihenfolge, welche allerdings durch Nachträge

immer wieder durcheinander geraten ist. Jeder Eintrag nimmt in der Regel eine Zeile ein und besteht aus dem pruzzischen Wort in lateinischer Schrift und dessen deutscher Entsprechung in deutscher Kurrentschrift, beides mit dem Füller in blauer Tinte notiert; dem folgen in vielen Fällen noch mit dem Bleistift in deutscher Kurrentschrift beigegefügte Namen (vorwiegend Toponyme, aber auch Anthroponyme) mit pruzzischen Wurzeln. Das von Bobrowski zusammengestellte Vokabular umfasst kaum 25% des überlieferten pruzzischen Wortschatzes – angesichts der sehr geringen Zahl von Quellen (Elbinger Wörterbuch, Enchiridion, Stas Likuts Catechismus etc.), die überhaupt pruzzische Wörter überliefern, muss es sich um eine bewusste, den Zwecken seiner Dichtung untergeordnete Auswahl handeln.

Diese Wörterliste ist nicht in die ungünstigen Umständen abgerungene, von Eberhard Haufe besorgte Ausgabe der Werke Johannes Bobrowskis aufgenommen worden – als bloße Vokabelsammlung erschien sie womöglich nicht interessant genug. Umso verdienstvoller ist es, dass nun Kristina Brazaitis die Pruzzischen Vokabeln aus dem im Deutschen Literaturarchiv in Marbach aufbewahrten Nachlass Bobrowskis ediert und in einer umfangreich kommentierten Ausgabe herausgegeben hat. Brazaitis ist eine in Australien lebende, aus Litauen stammende Germanistin und Linguistin, das Buch erschien in Neuseeland im Rahmen der dort von dem aus Österreich stammenden Germanisten August (Gustl) Obermayer herausgegebenen *Ontago German Studies*, Einleitung und Kommentare, die Bobrowskis pruzzisch-deutsche Vokabelsammlung an Umfang um ein Vielfaches übersteigen, sind in englischer Sprache verfasst. Es gibt im Kommentar Verweise auch auf das Litauische, das Lettische und das Polnische. Die Publikation ist so ein Zeugnis globaler interkultureller und multilingualer Verflechtungen und dürfte Bobrowski schon deshalb gefallen haben; zugleich lassen die komplizierten Publikationshintergründe die Schwierigkeiten erahnen, die es bereitet haben muss, einen solchen Text – auf den ersten Blick ja nur eine nicht sehr umfangreiche private Vokabelsammlung – überhaupt zu publizieren.

Doch ist Bobrowskis in sorgfältiger Handschrift angefertigte Auflistung weit mehr als nur eine beliebige Vokabelsammlung: Spätestens seit der „Pruzzischen Elegie“, die den Mittelpunkt seines ersten Gedichtbandes „Sarmatische Zeit“ bildet, sind die Pruzzen ein Zentralmotiv in seinem Schaffen und mit vielfacher Bedeutung aufgeladen. Sie stehen als deren erstes Opfer für die historische Schuld der Deutschen im Osten Europas und verweisen zugleich als Gegenstück zu den Kriegen und Gräueln des 20. Jahrhunderts zurück auf eine utopisch aufgeladene Vorzeit vor der Ankunft der

Deutschen, in welcher die übrigen Völker Ostmitteleuropas in vorbildlich friedlicher Weise zusammengelebt hätten. Doch gibt es kein Zurück in dieses idealisierte Vorher, es gibt nur noch in der Gegenwart die Spuren des Zerstörten, die unvermeidlich immer auch die historische deutsche Schuld erinnern. In zwei seiner Gedichte („Gestorbene Sprache“ und „Namen für den Verfolgten“) nahm Bobrowski pruzzische Vokabeln auf, die dort als störende Fremdkörper die sprachliche Landschaft seiner Lyrik verwirren und in ihrer Andersartigkeit mahnend auf das hinweisen, was vor langer Zeit zerstört wurde durch bis heute nachwirkende deutsche Verbrechen.

Dass Bobrowskis Werk mit seiner steten Reflexion deutscher historischer Schuld tatsächlich als Friedens- und Versöhnungsangebot verstanden wurde, zeigt seine breite Rezeption in Polen und Litauen. Es ist denn auch kein Zufall, dass diese Edition der „Pruzzischen Vokabeln“ von einer Litauerin besorgt wurde (die auch zuvor schon über Bobrowski gearbeitet hat).

Die pruzzischen Wörter, die Bobrowski in seine Lyrik aufgenommen hat, fungieren in dieser als zunächst unverständliche, in ihrer Bedeutung allenfalls aus dem Zusammenhang erahnbare Wörter, die (innerhalb der Textfiktion) in den Text hineingesprochen werden von „fremden“ Stimmen, nicht mit den lyrischen Ichs identischen Textinstanzen, und somit nicht diesen Ichs zuzuschreiben sind, welche nur aufzeichnen, was da aus anderem Mund ertönt in ihrem Text. Die pruzzischen Sprachsplitter verweisen dabei als Text-Ränder über den Text hinaus in die von fremden Worten angedeuteten unbekanntem Zusammenhänge einer anderen Kultur, die vom Text selbst nicht mehr evoziert und vom Leser nur erahnt werden können – der Hinweis in den der Lyrik beigegebenen Anmerkungen im Buchanhang auf die pruzzische Sprache mag den Leser dann dazu inspirieren, sich näher mit dieser zu befassen und sich so nach und nach in die Kultur einzuarbeiten, deren Zerstörung fragmenthaft und enigmatisch in den Text herein erinnert wird. Doch egal, wie viel oder wie wenig der Leser über die Pruzzen schließlich weiß: Angesichts ihres Verschwindens und der tatsächlich katastrophal dürftigen Quellenlage bleiben sie in vieler Hinsicht Objekt spekulierenden Vermutens. Dass Bobrowski in seiner Lyrik nur solche pruzzische Wörter verwendet, die, aus dem Zusammenhang auch für den Unkundigen erahnbar, natursymbolisch interpretierbare Naturphänomene bezeichnen, erhebt sie im jeweiligen Kontext zu semantisch über die bloße Bedeutung des Einzelwortes hinaus reichenden Bedeutungsträgern, die zurückzuverweisen scheinen in einen einer älteren fremden Kultur eingesenkten mythischen Ur-Raum, dessen Verlust für die Gegenwart zur moralischen Herausforderung wird – nicht, weil das Zerstörte wieder herstell-

bar wäre, sondern weil es eine Perpetuierung und Wiederholung deutscher Schuld zu vermeiden gilt. Die pruzzischen Wörter haben damit eine Funktion, die weit über die Frage nach der lexikalischen Bedeutung des Einzelwortes hinausragt.

Bobrowskis Sammeltätigkeit stand in alter Tradition, die bis in Brazaitis' Edition hinein nachwirkt: Bereits die in baltischen Gebieten eingesetzten deutschsprachigen protestantischen Pfarrer hatten seit dem 17. Jahrhundert Sprachzeugnisse ihrer anderssprachigen Gemeindeglieder gesammelt. Herder, davon inspiriert, begann mit dem Sammeln von Volkspoesie in diversen, zunächst aber den baltischen Sprachen in dem Glauben, mit Volksliedern Fragmente eines verlorenen idealen Kindheitszustandes der Menschheit vor sich zu haben. Im Zuge der Romantik wurde Herders übernationales Konzept nationalisiert, in vielen Sprachen wurden volkssprachliche Überlieferungen gesammelt – nun in der Hoffnung, damit den für verloren geglaubten Wurzeln der jeweils „eigenen“ Nation näher zu kommen. Nach der Katastrophe des Nationalismus legte Bobrowski seine Sammlung Pruzzischer Vokabeln jedoch an als eine Umkehrung dieser nicht mehr haltbaren national(istisch)en Intention: Für ihn waren die pruzzischen Sprachreste am Ende einer langen Entwicklung, die sich noch in den Phasen seines Werks ablesen lässt, schließlich keine Fragmente eines wiederherzustellenden und zur Identifikation einladenden „Eigenen“ mehr, sondern Zeugnisse dessen, was durch deutsche Schuld zerstört worden war, ihre Sammlung ein Auf-sich-Nehmen historischer wie individueller Verantwortung. Er benutzte pruzzische Vokabeln denn auch sparsam, aber wirkungsvoll in seiner Lyrik, um sie in die Evokation seiner poetischen Landschaft als mahnende Palimpseste, als Erinnerungen an ein Vorher einzusenken, an dessen Zerstörung schuldig zu sein seinen lyrischen Ichs zunehmend schmerzlicher bewusst wird.

Er sammelte so im Gegensatz zu der Tradition, aus der er kam, nicht mehr die Bruchstücke einer verlorenen „eigenen“ Vorzeit, sondern derjenigen der Opfer der Deutschen. Nicht mehr um Identitätskonstruktion und daraus womöglich ableitbare historische und politische Ansprüche und Forderungen etwa auf Gebiete ging es ihm, sondern um die Reflexion von Schuld, Annahme des Verlustes seiner ostpreußischen Heimat und das Gedenken an die Opfer der Deutschen. Langsam begann er jedoch zu fürchten, dass er selbst mit diesem Konzept noch in Gefahr war, in bloßer Umkehrung alter Muster die Pruzzen abermals zur Projektionsfläche seiner eigenen deutschen Projektionen zu machen und sie abermals – wenn auch nur poetisch – für deutsche Zwecke zu

missbrauchen. Diese Gefahr reflektierte er in seinen späten Gedichten, bis er sich in diesen schließlich explizit von jenen poetischen Rekonstruktionsverfahren verabschiedete, die er anfangs selbst noch benutzt hatte („Zeichen, Farben, es ist / ein Spiel, ich bin bedenklich, / es möchte nicht enden / gerecht“). Sein letzter Roman „Litauische Claviere“ ist zunächst eine kritische Aufarbeitung und Verabschiedung deutscher Vorstellungen von den Litauern, schließt aber der Intention nach alle Produktionen von Bildern solcher Art mit ein – auch die der den Litauern im Mittelalter kulturell und sprachlich nah verwandten Pruzzen.

Trotz der scheinbaren Sprödigkeit einer Vokabelsammlung verdient diese Publikation vor diesem Hintergrund größere Aufmerksamkeit, als der entlegene Publikationsort ihr in Deutschland zu sichern vermag. Brazaitis reproduziert nicht einfach das Vokabular, sie schließt es in vielfacher Hinsicht auf – und zwar primär sprachhistorisch. Zwar verweist sie eingangs und am Ende kurz auf Werkzusammenhänge, doch primär geht es ihr weniger um diese als um eine Aufarbeitung der Sammlung Bobrowskis hinsichtlich ihrer Quellen, eventueller Fehler und Versehen und der Nähe der pruzzischen Sprache zu den heute noch bestehenden baltischen Sprachen Litauisch und Lettisch. Eine detaillierte linguistische Rezension von Grasilda Blažienė wurde in den „Annaberger Annalen“ bereits veröffentlicht.¹ Das sprachwissenschaftliche Anliegen ist bei jeder kritischen Würdigung des Buches unbedingt zu berücksichtigen. Da diese Vokabelsammlung jedoch auch für das literarische Werk Bobrowskis von großer Bedeutung ist, mag einer literaturwissenschaftlichen Interessen folgende zweite Rezension gerechtfertigt sein – auch wenn diese nur in dem Bewusstsein verfasst werden kann, dass von einer linguistischen Edition nicht unbedingt verlangt werden kann, literaturwissenschaftlichen Bedürfnissen zu entsprechen. Wenn diese sich hier dennoch in Erinnerung bringen, so nicht so sehr deshalb, weil die anderen Fragestellungen folgende Edition deshalb „falsch“ sein muss, sondern weil es sie in ihrer Besonderheit erkennbarer macht und dem literaturwissenschaftlichen Nutzer hoffentlich hilft, mit ihr umzugehen – denn auf einen Literaturwissenschaftler kann diese Ausgabe zunächst verwirrend wirken. Und dies nicht nur wegen einer nicht immer leserfreundlichen Neigung zu Siglen und Abkürzungen (deren Auflösung noch dazu auf zwei verschiedene Abkürzungsverzeichnisse verteilt ist).

¹ Annaberger Annalen. 20,2012. S.392-401.

Auffällig ist zunächst die editorische Grundentscheidung, Bobrowskis Sammlung nicht als in sich abgeschlossenen Text zu reproduzieren, der dann in einem Anhang kommentiert würde, sondern seine Vokabeleinträge sofort in den umfangreichen Kommentar zu integrieren, so dass wir im Prinzip nicht mehr (nur) Bobrowskis Sammlung von Vokabeln vor uns haben, sondern eine Sammlung umfangreich erläuterter pruzzischer Vokabeln von Bobrowski und Brazaitis: Die von Bobrowski gesammelten Wörter werden – in der von ihm stammenden Reihenfolge – so wiedergegeben, dass jedem Eintrag sofort umfangreiche Erläuterungen folgen, eher der nächste Eintrag Bobrowskis abermals Brazaitis‘ umfangreichen Erläuterungen dazu vorangestellt wird. Der Kommentar erhält dadurch mehr Gewicht, schreibt sich in das Kommentierte ein und nimmt dieses zugleich in sich auf – nicht der edierte Text beherrscht den Kommentar, der Kommentar beherrscht den Text. Von den Möglichkeiten eines diplomatischen Abdrucks des edierten Werkes ist diese Ausgabe so denkbar weit entfernt, obwohl es für den Leser durchaus informativ sein könnte, Bobrowskis Sammlung als in sich geschlossenen Korpus rezipieren zu können (und beispielsweise auch nur zu wissen, wo die Seiten des Originals enden: Das immer wieder etwas verwirrte Alphabet hätte sich so in Bezug setzen lassen zum pro Seite zur Verfügung stehenden Platz, aus der räumlichen Reihenfolge von Bobrowskis Einträgen hätte sich womöglich sogar die chronologische ableiten lassen).

Die Einführung widmet sich davor zunächst der Sprache und Geschichte der Pruzzen und den wenigen Quellen, in denen noch pruzzische Wörter überliefert sind (und die auch Bobrowski zumindest teilweise genutzt haben muss). Der Werkzusammenhang, innerhalb dessen Bobrowski seine Sammlung anlegte, tritt in den Hintergrund zugunsten von Brazaitis‘ Beschäftigung mit den pruzzischen Vokabeln um ihrer selbst willen. Der bereits grob charakterisierte editorische Hauptteil unterstützt dies dann nachhaltig. Jeder Eintrag besteht darin aus vier Abschnitten:

1. durchnummerierten Kopfzeilen, die, abgesehen von der hinzugefügten Zahl, Bobrowskis Eintrag wiedergeben, dann, durch die Minuskeln a), b) und c) voneinander getrennt;
2. Hinweise auf die vermutliche Quelle von Bobrowskis Eintrag, dessen litauischer Entsprechung und „an abbreviated entry cited from the LBV and OPD“ (S. 29); die Kürzel stehen für zwei neuere Sammlungen pruzzischer Wörter, die Bobrowski noch nicht kennen konnte;

3. ggf. Erläuterungen zu den von ihm seinem Eintrag beigefügten Toponymen und Anthroponymen; in etlichen Fällen Brazaitis weist Brazaitis auf den spekulativen Charakter von Bobrowskis namenskundlichen Ableitungen hin;

4. litauischen bzw. lettischen Äquivalenten, ergänzt um Hinweise auf indogermanische Wurzeln, weiteren baltischen Entsprechungen (mit entsprechender Quellenangabe) und Hinweisen auf die mögliche Bedeutung des Wortes für Bobrowski.

Zu Brazaitis Verdiensten gehört, dass sie ihre Stärken als Sprachwissenschaftlerin einbringt und eine Korpusanalyse vornimmt, die offenlegt, an welchen Worten Bobrowski gelegen war (er nahm ja nicht alle verfügbaren pruzzischen Wörter in seine Sammlung auf): Sein Interesse ist offensichtlich kulturräumlicher Art, seine Wortsammlung umfasst die Sphäre menschlichen Wohnens und Handelns wie der dazugehörigen Flora und Fauna – gerade letztere ist ja für seine Lyrik von besonderem Wert, erfolgte seine Auseinandersetzung mit der Geschichte doch vorrangig im Medium hermetischer Landschaftslyrik. Wenn Brazaitis im Schlussteil eines jeden Einzelkommentars die Bedeutung der jeweiligen Vokabel für Bobrowski angeben möchte, meint sie damit in der Regel diese Zuordnung der Vokabel zu einem der aus der Sammlung ablesbaren Interessensgebiete. Am Ende der Ausgabe fasst sie diese noch einmal (mit quantitativen Angaben) im Überblick zusammen. Insofern die Sammlung ursprünglich dazu gedacht gewesen sein mochte, aus den pruzzischen Vokabeln die Welt der Pruzzen neu zu imaginieren, erleichtert diese Aufschlüsselung es, die Bestandteile zu rekonstruieren, aus denen Bobrowski seine pruzzische Welt zusammengesetzt hätte, ehe er sich von derartigen Rekonstruktions-Konzepten verabschiedete.

Zu den Konturen von Bobrowskis Vokabelsammlung gehört – und dies zu zeigen ist Brazaitis größte Leistung –, dass einige seiner pruzzischen Vokabeln falsch oder nicht herleitbar sind. So kann Brazaitis nachweisen, dass er pruzzische Vokabeln willkürlich aus ostpreußischen Ortsnamen abgeleitet und, diese in die Vergangenheit zurückprojizierend, ebenso willkürlich mit einer Bedeutung versehen hat: Aus den Ortsnamen „Gauen“ und „Pogauen“ etwa erschloss er fälschlich ein nicht überliefertes pruzzisches Wort „gau“, dem er die Bedeutung „Kuh“ zuschrieb (S. 348). Sprachhistorisch unberechtigt entspricht dies Bobrowskis poetischer Absicht, der Landschaft seiner Lyrik (in der seine Erinnerungen an die verlorene Heimat Ostpreußen aufgehoben waren) ein pruzzisches Palimpsest zu unterlegen; die „Übersetzung“ des erfundenen Wortes „gau“ als „Kuh“ leitete die Bedeutung des Wortes einfach aus der phonetischen Ähnlichkeit mit einem deutschen Wort ab. Linguistisch

unhaltbar zeugt diese Vorgehensweise von Bobrowskis primär poetischem Anliegen. In einigen anderen Fällen erfand Bobrowski einfach Wörter, indem er aus existierenden pruzzischen, litauischen oder polnischen Wortstämmen eine neue Vokabel bildete, die dazu diente, bestimmte Momente der ihn interessierenden Natur- und Kulturbereiche mit einer nicht überlieferten pruzzischen Vokabel abdecken zu können – und sei es eben um den Preis, eine solche erst selbst erfinden zu müssen. Mit solchen Erfindungen bewegt Bobrowski sich noch ganz auf der Ebene jener Mythenkonstrukteure, von denen er sich dann gegen Ende seines zu kurzen Lebens entschieden abwandte.

Die poetische Lizenz, die er sich nahm, wird besonders deutlich darin, dass er eine seiner pruzzischen Vokabeln bei deren Aufnahme in seine Lyrik willkürlich veränderte. Im Gedicht „Gestorbene Sprache“ spricht ein dem lyrischen Ich fremder „er“ seine eigene Sprache in den Text hinein. Eines der pruzzischen Wörter, die Bobrowski diesem „er“ in den Mund legt, ist zurückzuführen auf den Eintrag „lūriay“, „Meer“ in seiner Vokabelsammlung, jedoch wird von diesem „er“ im Gedicht dann eben nicht „lūriay“ gesagt: „Laurio sagt er, Wasser, / ein Bogen, farbenlos, tief.“ Bobrowski wandelt das pruzzische Wort um, weil es ihm in dem Gedicht nicht primär um das „Meer“, sondern um Wasser allgemein (auch im Sinne eines Binnengewässers) geht, aber auch um daran sich anschließende, weitere ästhetische Assoziationen, „ein Bogen, farbenlos, tief.“ Zugleich verwandelt er „lūriay“ der Graphemik und dem Klangbestand (bis hin zur Melodik) seiner Lyrik an, poetisiert das Pruzische also gewissermaßen in seine Sprache hinein, damit es in dieser wiederum verfremdende, verstörende Wirkung entfalten kann. Brazaitis wortgeschichtlich sorgfältiger Edition ist es zu verdanken, dass solch freier Umgang Bobrowskis mit der Überlieferung des Pruzischen überhaupt erst erkennbar wird.

Deutlich sichtbar an Brazaitis' Kommentaren ist jedoch auch, dass sie die von Bobrowski stammenden Wörter zur Verdeutlichung baltisch-indoeuropäischer Sprachverwandtschaften nutzt, die Bobrowski – etwa mit seiner Verwendung auch litauischer Wortstämme bei Erfindung neuer Wörter – durchaus voraussetzt, aber eher als Mittel nutzt, statt sie als Erkenntnisziel seiner Beschäftigung mit dem Pruzischen zu bezwecken. Brazaitis hingegen betont weniger den Werkkontext als die Nähe der baltischen Sprachen untereinander – und bindet die Vokabeln ein in den aktuellen Wissensstand über das Pruzische, nicht in den mittlerweile historischen Bobrowskis. Es geht ihr so auch um eine größtmögliche Annäherung an das historisch reale Pruzische, nicht nur um das Pruzische Bobrowskis. Gerade durch den Abgleich des

realen Pruzzischen mit dem Bobrowskis aber ist es ihr möglich, Bobrowskis „Abweichungen“ und Erfindungen offen zu legen und seinen kreativen Umgang mit dem Pruzzischen im Detail darzustellen.

Mit ihrer Zuwendung zum historisch realen Pruzzischen leistet sie über die Anforderungen der Edition hinaus eine ähnliche Rekonstruktionsarbeit wie die, aus deren Tradition Bobrowski kommt: Ein urtümlich „Eigenes“, eine baltische Gemeinschaft unter Einschluss von Pruzzen und Litauern (und Letten – und Kuren und Semgallen?) wird rekombiniert. Brazaitis publiziert so nicht nur Bobrowskis Wörterbuch, sie nimmt dessen eher spartanische Einträge – dem Buch beigegebene Faksimiles geben einen Eindruck davon – auch als Grundlage für eine Weiterführung, die in manchen Punkten über Bobrowskis eigenen Horizont und seine Interessen hinausgeht. Dabei bleibt sie aber doch dem Impetus verpflichtet, dem Bobrowskis Sammlung ursprünglich sich selbst verdankt, der Hoffnung auf möglichst umfangreiche (Re-)Konstruktion verlorener Zustände, die Identifikationswert haben mögen.

Von dieser Intention zeugt selbst noch die Buchgestaltung: Das Titelbild reproduziert T. Lepners Abbildung „Der preussische Litthau[er]“ von 1744 – sie zeigt Litauer in den litauischen Ämtern des nach den längst assimilierten Pruzzen benannten Staates „Preußen“, nicht Pruzzen oder so etwas wie „pruzzische Litauer“ (was ja ein Widerspruch in sich wäre). Eine Abbildung mit historischen pruzzischen Motiven auf dem Umschlag wäre möglich gewesen, die tatsächlich gewählte jedoch zeigt Litauer und betont die (gewiss auch vorhandene) litauische Dimension in Bobrowskis Beschäftigung mit den Pruzzen und damit jene baltische Gemeinschaft von Litauern und Pruzzen (und Letten und den anderen baltischen Völkern) deutlich über, um die es Brazaitis‘ Kommentar stärker geht als Bobrowski selbst. Jene Identitätsarbeit, die Bobrowski als Angehöriger des Tätervolkes für sich beendet hat, nimmt diese Edition so (in Australien und Neuseeland) von der litauischen Gegenseite aus wieder auf. Nicht umsonst berichtet Brazaitis in einer langen Fußnote auch von „neupruzzischen“ Reanimierungsversuchen in Litauen, Polen und der Oblast Kaliningrad (S. 17, Anm. 12: „Today 12 [!] persons speak a revived version of Old Prussian“), denen Bobrowski nun gewiss nicht zugeordnet werden kann. Nicht nur setzen diese erst Jahrzehnte nach seinem Tode ein, sie widersprechen auch seinem (deutschen) Verzicht auf derartige mythisierende Identitätskonstruktion – was nicht heißt, dass er sie als litauische, polnische und russische Beschäftigung mit der Geschichte der Pruzzen nicht mit Sympathie hätte betrachten können; sie hätten nur nicht mehr seine Sache sein können.

In gewisser Weise entspricht Brazaitis' Ausgabe Bobrowskis poetisch freiem Gebrauch des Pruzzischen selbst dort noch, wo sie über ihn hinausgeht, geht es ihm wie ihr doch nicht mehr (nur) um archäologische Rekonstruktion eines Gewesenen, sondern um dessen produktive poetische Nutzung für die Bedürfnisse der Gegenwart. Im Gegensatz zu Brazaitis tendenziell identifizatorischen Gebrauch freilich kann das Pruzzische bei Bobrowski nur noch fungieren als die Sprache aus dem deutschen Bewusstsein verdrängter Opfer deutscher Geschichte. Nicht umsonst heißt es in „Gestorbene Sprache“ von jenem fremden „er“, der pruzzische Vokabeln in Bobrowski lyrische Landschaft spricht:

„Sag ihm, du willst
ihn nicht hören –
er kommt, ein Otter, er kommt
hornissenschwärmig, er schreit,
eine Grille, er wächst mit dem Moor
unter dein Haus, in den Quellen
flüstert er, *smordis* vernimmst du,
dein Faulbaum wird welken,
morgens stirbt er am Zaun.“

Jürgen Joachimsthaler

* * *

Saulius Kaubrys, Mindaugas Tamošaitis: Lietuvos vokiečiai tarp dviejų pasaulinių karų (Litauendeutsche zwischen den beiden Weltkriegen). Metmenys tapatybės istorijai (Konzepte für eine Identitätsgeschichte). Vilnius: Gimtasis Žodis 2013. 303 S. ISBN 978-9955-16-497-5

Bis zur Wende 1989-1991 gab es über die Litauendeutschen nur wenig Literatur. Bei der einzigen Volksbefragung in der Zwischenkriegszeit im Jahr 1923 bekannten sich lediglich 29 231 Personen zu dieser Volksgruppe, bei der Umsiedlung 1941 gaben sich jedoch über 52 000 als Deutschstämmige aus. Nach der Wende erschienen in Deutschland mehrere umfangreichere Untersuchungen über die Litauendeutschen. In Litauen dagegen wurden bislang lediglich einige wenige Aufsätze veröffentlicht. Somit ist die oben angezeigte, von zwei Autoren verfasste Monographie die erste ihrer Art auf Litauisch. Leider fehlt der Hinweis, ob der Text von beiden Autoren gemeinsam verfasst wurde oder einzelne Aufsätze der zwei Autoren in einem Band zusammen-

gefasst wurden. Der Aufbau der Monographie deutet eher auf die zweite Möglichkeit hin.

Die Monographie besteht aus sieben Kapiteln:

S.17-31: Die Entwicklung der deutschen Volksgruppe bis 1918

S.32-48: Der wirtschaftliche Beitrag der deutschen Gruppe in Litauen

S.49-96: Beteiligung der Litauendeutschen an den Wahlen zum Seimas und zu den Selbstverwaltungsorganen

S.97-181: Der Kulturverband der Deutschen in Litauen

S.182-220: Die deutschen Schulen

S.221-245: Die Deutschstämmigen innerhalb der Lutherischen Kirche

S.246-266: Die Einstellung der Litauer bezüglich der Deutschen.

Das erste Kapitel bietet Grundinformationen zu der Entstehung und Entwicklung der deutschen Volksgruppe in Litauen bis 1918. Die meisten Aussagen sind allgemein bekannt, andere dagegen weniger, zu denen auch der Hinweis zählt, dass während der Zugehörigkeit der heutigen Suvalkija zu Preußen zwischen 1795-1807 hier 6 Dörfer mit 47 deutschen Familien und 224 Personen gegründet wurden und in den Jahren 1805-1806 sich weitere 225 deutsche Familien mit 683 Personen niederließen. Die Bevölkerungszählung von 1897 ergab in den litauischen Gouvernements 51 327 Deutsche, wobei 4 993 von ihnen in der Industrie beschäftigt waren, vor allem in Kaunas.

Das zweite Kapitel beschreibt die Entwicklung dieser Gruppe in der Zwischenkriegszeit. Die deutsche Gruppe mit ihren 29 231 Personen machte 1923 lediglich 1,4% der Gesamtbevölkerung aus und stellte die drittgrößte Minderheit nach den Juden und Polen dar. Die meisten von ihnen lebten auf dem Land (16.925), 10 132 in den Städten und 2 104 in Städtchen. 58 % von ihnen arbeiteten auf dem Land, 17% in der Industrie und nur 4% im Staatsdienst. 70 % von ihnen konnten lesen und schreiben. Die Autoren gehen davon aus, dass die Zahl der Deutschstämmigen sich bis 1940 nicht wesentlich erhöht hat, obwohl es bekannt ist, dass bei der Volkszählung von 1923 große Unsicherheit in der Bevölkerung über die Staats- und Volkszugehörigkeit herrschte und dass die Zähler teilweise die Nationalitätsangabe in den Unterlagen willkürlich eintrugen. Die Gesamtbevölkerung in Litauen wuchs in der Zwischenkriegszeit kräftig an, daher kann die Angabe vom Kulturverband von etwa 35 000 Deutschstämmigen im Jahr 1935 ohne Weiteres stimmen. 1928 existierten acht deutsche Banken, 1938 jedoch nur noch zwei. Die Verfasser geben für dieses Schrumpfen der deutschen Banken die Wirtschafts-

krise Anfang der dreißiger Jahre als Grund an. Nur am Rande wird erwähnt, dass auch der Litauische Staat seinen Teil zum Bankrott beitrug und Neugründungen nicht zuließ. Aus einem Vermerk der Sicherheitspolizei wird deutlich, dass als einige deutsche Großgrundbesitzer in Nordlitauen 1936 eine Bank gründen wollten, ihnen das staatlicherseits verwehrt wurde.

Mit Tabellen reichhaltig ausgestattet ist auch das dritte Kapitel über die Beteiligung der deutschen Volksgruppe an den Wahlen und am politischen Leben. Deutsche Vertreter im Seimas gab es nur im konstituierenden Parlament von 1920 (1 Abgeordneter), im 2. Parlament 1923-1926 (2 Vertreter) und im 3. 1926-1927 (3 Vertreter). Zwischen 1927 und 1936 war das Parlament aufgelöst und nach 1936 wurde das Wahlgesetz so verändert, dass nicht mehr die Parteien sondern die örtliche Verwaltungen Kandidaten stellen durften, so dass kleinere Minderheiten keine Chancen auf eigene Vertreter hatten und deshalb die Wahlen boykottierten. Weniger bekannt war bisher die Beteiligung der Deutschen an den Gemeinde-, Stadt- und Kreisratswahlen. 1921 wurden sogar 57 deutsche Vertreter in diese Gremien gewählt. 1931 schlossen sich alle Minderheiten zusammen und stellten eine gemeinsame Kandidatenliste auf, wobei 10 Deutsche gewählt wurden. Auf dem Höhepunkt der deutsch-litauischen Auseinandersetzung 1934-1936 hat die deutsche Volksgruppe keine eigenen Kandidaten in die regionalen Vertretungen entsandt. In den Verwaltungen der Städte und Gemeinden arbeiteten in den dreißiger Jahren nur noch ganz wenige Deutschstämmige, weil sie durch Litauer ersetzt wurden. Leider gehen die Autoren auf die Wahlbestimmungen unter Smetona zu wenig ein, die die Beteiligung der Minderheiten am politischen Leben auf ein Minimum einschränkten.

Das umfangreichste Kapitel behandelt die Tätigkeit des Kulturverbandes der Deutschen in Litauen (KV), der 1924 in der Nachfolge des Unterstützungsvereins zur Gründung der deutschen Realschule in Kaunas entstand und sehr schnell die gesamte Kulturarbeit der Volksgruppe übernahm. Im ersten Jahrzehnt seines Bestehens kümmerte sich der Verband vornehmlich um die deutschen Schulen, wobei er wegen fehlender Unterstützung durch den Litauischen Staat immer mehr auf Geldzuweisungen aus Deutschland, durch den Verein für das Deutschtum im Ausland angewiesen war. Ab Anfang der dreißiger Jahre übernahmen die Führungsstellen des KV immer mehr Vertreter der jüngeren, nationalistisch gesinnten Generation. Sie suchten ganz bewusst Unterstützung in Deutschland. Nach dem Amtsantritt Hitlers wurden die volksdeutschen Organisationen im Ausland von der NSDAP für politische Ziele missbraucht, was im Falle des Kulturverbandes in Litauen nicht schwer

fiel. Schon recht früh wurde daher der KV von den litauischen Sicherheitsorganen beschattet und unterwandert. In den dreißiger Jahren verhärteten sich die Fronten auf beiden Seiten immer mehr. Die litauische Sicherheitspolizei sammelte umfangreiches belastendes Material gegen die Tätigkeit des KV, allerdings wagte es der Litauische Staat ab 1936 nicht mehr, gegen den KV direkt vorzugehen, aus Angst, das Dritte Reich zu provozieren.

Das umfangreiche und leicht zugängliche Material der Sicherheitspolizei verführte die Autoren, die Tätigkeit des KV fast ausschließlich danach zu beurteilen. Die Autoren übernehmen bedenkenlos die Behauptungen der Sicherheitskräfte, dass der KV von nationalsozialistischen Organisationen in Deutschland völlig abhängig war, und schließen sich den Klagen der Sicherheitsorgane an, dass der Litauische Staat nicht hart durchgegriffen hätte. Quellen aus deutschen Archiven wurden hierbei nicht zugezogen, das Jonglieren der litauischen Regierung zwischen hart Durchgreifen und Dulden zu statisch dargestellt, als ob der Litauische Staat unabhängig von der europäischen Politik hätte handeln können. Das Kapitel gerät allzu sehr zur Aufhäufung von polizeilichen Berichten und Aufzählung von Schandtaten des KV, ohne einen kritischen Blick hinter die Kulissen zu werfen oder auch Fragen zu stellen, warum z. B. die junge Generation der Deutschstämmigen sich von Litauen distanzierte und wie viel Litauen zu dieser Haltung beigetragen hatte.

Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit der Situation der deutschen Schulen. Seit dem 19. Jahrhundert bestanden zahlreiche deutsche Grundschulen an den Kirchengemeinden, weitere wurden während der deutschen Okkupation 1915-1918 gegründet, so dass es 1918-1920 37 deutsche Schulen mit 2 239 Schülern gab, von denen bis 1938 jedoch nur noch 10 als privat deklarierte Grundschulen mit 547 Schülern übrig blieben. Die litauischen Bildungsbestimmungen von 1925 besagten, dass die Minderheitsgrundschulen nur Kinder eigener Nationalität aufnehmen durften, jedoch nur dann, wenn beide Eltern zu der Minderheit gehörten und ihre Nationalität in den Pässen aufgeführt war. Kinder aus Mischehen mussten litauische Schulen besuchen. Der alleinige Wunsch der Eltern reichte nicht aus, die Kinder auf die Minderheitsschule zu schicken, man musste obendrein noch eine Bestätigung der Nationalität von Behörden erbringen. Dadurch fiel es für die kleineren und verstreut lebenden Minderheiten wie Polen und Deutsche sehr schwer, genügend Schüler für die Errichtung einer Minderheitsschule nachzuweisen, so dass nur die Grundschulen in den großen Städten und entlang der Grenze zu Deutschland, wo die meisten Deutschstämmigen lebten, überlebten. Zwar

konnten die Eltern bei 20 Schülern aus Minderheitsfamilien Sprachunterricht in den litauischen Schulen und ab 30 Schülern sogar die Errichtung einer Minderheitsschule verlangen, doch meistens fanden die Schulbehörden eine Gesetzeslücke, dass dieses nicht zustande kam, oft auch mit dem Hinweis, es würden deutschsprachige Lehrer fehlen. Die Autoren beschreiben die gesetzlichen Einschränkungen, man hat aber nicht das Gefühl, dass sie eine solche Situation beklagenswert finden.

Im sechsten Kapitel wird die Situation der Deutschen in der Lutherischen Kirche dargestellt, in der die Deutschen zwar die Mehrheit stellten, aber nicht die Führung übernehmen durften. 1923 haben sich 66 578 Personen als Lutheraner ausgegeben. 1937/38 gab es 17 lutherische Gemeinden mit 34 Filialen, die von 24 Geistlichen versorgt wurden. Noch 1925 waren von den damaligen sieben Pfarrern nur einer litauisch-, alle anderen dagegen deutschstämmig. Bis 1938 erhöhte sich die Zahl der litauischen Pfarrer auf 12, die der Letten auf vier und der Deutschen auf acht. Diese Verschiebung beruhte auf der Errichtung der Evangelischen Theologischen Fakultät an der Universität in Kaunas, die von 1925 bis 1936 bestand und 32 Pfarrer ausbildete, davon 23 lutherische und neun reformierte. Die ganze Zwischenkriegszeit hindurch fehlte es in der Lutherischen Kirche nicht an handfesten Auseinandersetzungen zwischen Deutschen, Litauer und Letten um die Leitung der Kirche und der Gemeinden. Die Autoren sehen das größte Problem der Kirche in den getrennt tagenden Synoden der Nationalgruppen, nachdem die erste gemeinsame Synode wegen einem Sprachenstreit auseinander gegangen war. Dem ist teilweise zuzustimmen, doch ein noch größeres Problem stellte das Beharren des litauisch geprägten Konsistoriums auf Bestand einer einzigen Ortsgemeinde, die alle Lutheraner ungeachtet ihrer Nationalität umschloss und von einem gemeinsamen Gemeinderat und einem Pfarrer geleitet wurde. Lediglich Gottesdienste für die verschiedenen Sprachgruppen wurden getrennt angeboten. Somit waren den Streitigkeiten in den Gemeinden Tor und Tür geöffnet. In den meisten Gemeinden gab es immer wieder Unruhen, die wiederum vom Konsistorium fast immer zugunsten der litauischen Gruppe entschieden wurden. Seltsamerweise wird das allergrößte Problem der Kirche überhaupt nicht erwähnt, nämlich die vom Staat erzwungene Beibehaltung der zaristischen Kirchenverfassung, die die Kirche völlig der staatlichen Oberaufsicht unterstellte. Der Staatspräsident ernannte damit den Präsidenten des Konsistoriums, das Konsistorium konnte bei jeder Auseinandersetzung auf staatlichen Beistand zurückgreifen, der Staat bezahlte die Gehälter der Pfarrer. Dass man das Problem verschiedener Nationalitäten in einer Kirche auch

anders lösen konnte, bewies die benachbarte lettische Kirche, wo es verschiedene nationale Ortsgemeinden mit eigenen Pfarrern an einem Ort gab, die Sprachgruppen eigene Bischöfe wählten, die alle ein gemeinsames Konsistorium aufstellten. Die Lutherische Kirche Litauens hat immer wieder Entwürfe für eine neue Kirchenverfassung eingereicht, doch sie wurden stets vom Staat zurückgewiesen. Die Autoren beschuldigen lediglich die deutsche Gruppe der Unruhestiftung, obwohl die litauische Leitung der Kirche mit Unterstützung des Staates – vor allem unter der Leitung der nationallitauischen Bewegung „Srovė“ in den Jahren 1933-1936 – nicht minder zu chaotischen Verhältnissen beitrug. Die Bewegung „Srovė“ wird in der Untersuchung positiv gesehen, obwohl sie sogar litauische Pfarrer wie den ehemaligen Konsistoriumspräsidenten Gaigalaitis oder Stanaitis zu „Germanisatoren“ abstempelte und darüber hinaus den letzteren sogar verbannen ließ. Keine andere Kirche, auch nicht die Reformierte Kirche, wurde in der Mitte der dreißiger Jahre so stark vom Litauischen Staat überwacht und drangsaliert, wie die Lutherische Kirche.

Das letzte Kapitel setzt sich mit Bildern und Meinungen der Litauer über die Deutschen auseinander. In der litauischen Folklore wird der Deutsche gerne als Teufel dargestellt. Die öffentliche Meinung der Litauer über die Deutschen in den zwanziger Jahren fiel günstig aus. Sie wurden als fleißig, als gute Wirte und Handwerker beschrieben. Dieses Bild erfuhr in den dreißiger Jahren eine starke Wandlung, vor allem von staatlicher Seite. Leider stützen sich die Autoren auch hier vor allem auf die Aussagen der Kreischefs und der Sicherheitsbehörden, die natürlich nicht zu Gunsten der Deutschen ausfallen konnten. So gab der Kreischef von Tauragė 1936 an, dass die Bevölkerung die Deutschen als Feinde im Innern sehen würde. Die Kreischefs wiesen an, keine Deutschen in den Verwaltungen und vor allem beim Zoll und Grenzschutz entlang der Grenze zu Deutschland einzustellen. Dieses Doppelbild der Deutschen, dass sie in ihrem Wohnumfeld positiv empfunden, von Verwaltung und Behörden jedoch als Feinde stilisiert wurden, heben auch die Autoren hervor.

Die Monographie hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck: Sie bietet eine Fülle an Material über die deutsche Gruppe in Litauen, hinterlässt jedoch zugleich ein recht einseitiges Bild von dieser Gruppe, vor allem in den umfangreichsten Kapiteln über den Kulturverband, die Schulen und die Kirche, weil hier die Aussagen der staatlichen Behörden recht unreflektiert von den Autoren übernommen werden. Weit mehr als die Hälfte der Zitate ist dem Fundus der staatlichen Observierung der dreißiger Jahre entnommen, der

offenbar auch die Meinung der Autoren beeinflusste. Ins Auge fallen die sprachlichen Nuancen: Das Vorgehen der litauischen Regierung wird als „entschlossene Politik“ und „harte Maßnahmen“ gelobt, das des Kulturverbandes auf „Bedrängung Litauens“ und „Verbreitung nationalsozialistischer Ideen“ reduziert. Der KV wird unumwunden als eine Naziorganisation dargestellt, seine Bemühungen um deutsche Schulen und Kultur nur im Licht der nationalsozialistischen Ideologie gesehen. Der Litauische Staat sei gegenüber dem KV zu nachgiebig gewesen, besonders 1936, als der Staat zunächst alle Vereine aufgelöst und anschließend nur noch diejenigen Vereine zuließ, die dem Staat genehm waren, den KV jedoch bestehen ließ. Diese neuerliche Zulassung des KV beurteilen die Autoren: „Es gibt keinen Zweifel, dass man auch den Kulturverband als eine nazistische Organisation keine Neuregistrierung hätte erlauben dürfen“. Das Problem des Zulassens oder Nichtzulassens des KV war für den litauischen Staat jedoch nicht so einfach, weil es zu der Zeit in Litauen zahlreiche eigene faschistische und halbfaschistische Vereine gab. Man konnte sie daher nur alle verbieten oder alle zulassen. Sogar gegen den verbotenen Deutschen Gruß konnte man nur dann vorgehen, wenn der Betroffene vernehmlich „Heil Hitler“ aussprach, weil auch die Mitglieder der Jugendorganisation der Tautininkai mit erhobenem Arm grüßten. Nirgends wird erwähnt, dass die polnische und die deutsche Minderheit in Litauen, ähnlich der litauischen Minderheiten in Polen und im Deutschen Reich, zu Geiseln der Politik geworden waren, denn bei Auseinandersetzungen der Staaten wurden immer zuerst die Minderheiten im eigenen Staat drangsaliert. So konnte Litauen den KV nicht so einfach verbieten, denn das hätte automatisch auch das Verbot der Tätigkeit litauischer Vereine in Ostpreußen bedeutet. Zweifellos war der KV pronationalsozialistisch eingestellt, in seiner Führung betätigten sich zwielichtige Gestalten wie Richard Kossmann, der als Alkoholiker galt, oder der langjährige Vorsitzende des KV, Konstantin von Cerpinsky, der der Geldunterschlagung beschuldigt wurde, und sogar Agenten, die für beide Seiten arbeiteten wie Richard Schweitzer oder Alexander Kossmann, die dem litauischen Geheimdienst für gutes Geld die Unterlagen des KV jahrelang zur Verfügung stellten. Es scheint sogar, dass sowohl Litauen als auch Deutschland nur deswegen keine Veränderungen im KV anstrebten, weil beide Seiten Vorteile für sich in der Korruptiertheit und Korruption der Führungsleute sahen.

Es ist zu einseitig, die Tätigkeit des KV nur vom politischen Standpunkt zu betrachten und zu bewerten. Der KV beschrieb den Behörden die missliche

Lage der deutschen Minderheit, beschwerte sich 1931 und 1936 über die schwierige Situation der deutschen Schulen und prangerte das Streichen der Minderheitsrechte aus der neuen litauischen Verfassung von 1938 an. Die Autoren erwähnen das alles und beschreiben selber, dass die Minderheiten vom Staatsdienst in Litauen fast gänzlich ausgeschlossen und überwacht waren, ja sogar willkürlich festgenommen wurden usw., aber nirgends klingt ein Vorwurf an den litauischen Staat an. Eine gewisse Ungleichheit bei der Bewertung der staatlichen Maßnahmen und dem Vorgehen der deutschen Minderheit ist das Ärgerliche in dieser Monographie.

Arthur Hermann

* * *

Chronik der Schule Nidden. Hrsg. v. Gitanas Nausėda und Vilija Gerulaitienė. Vilnius: Petro ofsetas 2013. 330 S u. 6. Bl. ISBN: 978-609-420-298-8

Ende des 19. Jahrhunderts kamen die Dorfchroniken groß in Mode. Noch bis Ende des Zweiten Weltkriegs gehörte das Führen einer Chronik zu den Aufgaben des Leiters der Dorfschule. Die Chroniken sind heute wichtige Quellen der größeren Dörfer und werden daher seit den neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts des Öfteren auch veröffentlicht. Eine von diesen zum ersten Mal veröffentlichten Chroniken ist die Chronik der Schule Nidden, die die Zeit von 1894-1944 umfasst. Das Ungewöhnliche an dieser Ausgabe sind lediglich der Erscheinungsort Vilnius und die bibliophile Aufmachung, die alle anderen gedruckten Chroniken weit in den Schatten stellt. Ähnlich abenteuerlich ist der Weg dieser Schulchronik bis zur Veröffentlichung. Die vom Niddener Lehrer Henry Fuchs zwischen 1923-1936 und von seinen Nachfolgern bis 1944 geführte Schulchronik tauchte 2012 in Berlin auf einer Auktion auf und wurde vom litauischen Sammler Dr. Gitanas Nausėda aufgekauft. Er erkannte die Bedeutung dieser Chronik und zog die Historikerinnen Dr. Vilija Gerulaitienė und Dr. Nijolė Strakauskaitė zu Rate, die die wissenschaftliche Aufbereitung übernahmen. Der Druck wurde von der deutschen Botschaft in Vilnius, vom Litauischen Staat, dem Thomas-Mann-Museum und anderen Organisationen unterstützt. Sie wurde in kurzer Zeit transkribiert und für den Druck aufbereitet. Wenige Tage vor dem angesetzten Drucktermin erfuhr man, dass eine Vorgängerchronik der Jahre 1894-1923 als Photokopie in Deutschland existiere. In aller Eile wurde auch dieser weniger

umfangreiche und nicht so qualitativ verfasste Teil zu der bereits vorbereiteten Druckvorlage hinzugefügt. So entstand ein stattlicher Band mit Grußworten des ehemaligen Staatspräsidenten Valdas Adamkus und dem jetzigen deutschen Botschafter in Vilnius Matthias Mülmenstädt, mit einem Geleitwort von Nausėda, einer Einführung von Gerulaitienė und einem längeren Beitrag über Henry Fuchs von Strakauskaitė. Zuerst erschien die deutschsprachige Ausgabe, die litauische Übersetzung folgt in diesem Jahr. Die Originalausgabe ist mit zahlreichen Bildern und Faksimiles ausgestattet und in Behrensschrift gedruckt.

Zwar umfasst die Chronik nur die Jahre 1895-1944, aber durch die Wiedergabe zahlreicher Quellen auf S. 101-131 reicht die Berichtzeit bis in das 18. Jahrhundert zurück. Hier finden sich zahlreiche Originalquellen über den Bau der Kirche in Karwaiten 1738, die Gründung der Schule in Nidden 1743, den Unterhalt der Gemeinde, die Einsetzung der Pfarrer, die Versandung von Karwaiten und besonders ausführlich über die Streitigkeiten wegen der Schulwiese in Pokallna und den Bau der neuen Kirche in Nidden 1887-1888.

Die Chronik begnügt sich nicht mit Berichten über die Schule in Nidden allein. Sie beschäftigt sich ebenso mit der Dorfentwicklung und beschreibt ausführlich das kulturelle Dorfleben, z. B. den Aufbau des Trachtenvereins und die Errichtung des Nahrungsmuseums. Wichtige Informationen bieten die Angaben über die Schüler-, Einwohner- und Urlauberszahlen, die Besitzer der Kähne und den Wandel der Dorfstruktur. Im Unterschied zu vielen ähnlichen Dorfchroniken gibt es hier auch zahlreiche Hinweise auf die politischen Auseinandersetzungen sowohl im Ort als auch im ganzen Memelgebiet. Vor allem in den von Henry Fuchs verfassten Berichten fehlt es nicht an offen ausgetragenen Widerstand gegen die Zugehörigkeit des Memellandes zu Litauen. Schon 1927 schreibt Fuchs, dass die ihm vom Direktorium zugesandte Karte des Memelgebietes für den Unterricht nicht taue, daher benütze er lieber die Ostpreußenkarte ohne die neuen Grenzen. Er moniert, dass der Litauische Staat genügend Geld für die Aufpasser in jedem Dorf habe, aber nicht für die bessere Ausstattung der Schulen. 1936 wurde Fuchs wegen seiner Weigerung, das Memelgebiet als nichtzugehörig zu Ostpreußen zu behandeln, festgenommen und mit einem halben Jahr Gefängnis bestraft. Fuchs berichtet auch über Vorfälle, dass im Winter nur an diejenigen Fischer eine Arbeit in der Gemeinde vergeben wurde, die sich bei litauischen Organisationen eingeschrieben hatten. Oder er beschreibt eine vom Dorfpolizisten willkürlich aufgelöste Weihnachtsfeier, obwohl sie ursprünglich vom Kriegskommandanten genehmigt worden war. Die Nachfolger von Fuchs setzen die prodeutsche

Berichterstattung fort und geben ihre größte Freude über den Wiederanschluss an das Deutsche Reich im März 1939 kund, wobei 135 Niddener der NSDAP beitraten. Noch im Mai 1944 wurde vom Besuch von Generalleutnant v. Saucken, der die Bevölkerung zum Durchhalten anhielt, geschwärmt.

Mit der Herausgabe dieser Chronik bewies die litauische Historiographie, dass sie in der Lage ist, wichtige Dokumente zur Geschichte des Memellandes auch dann zu veröffentlichen, wenn sie Litauen gegenüber keinesfalls positiv gesonnen sind. In der Einleitung der Chronik und im Beitrag über Henry Fuchs wird der historische Sachverhalt völlig neutral, ohne irgendwelche nationale Färbungen dargestellt. Vor allem muss man dem Besitzer dieser Chronik dankbar für seine Bereitschaft sein, sie zu veröffentlichen. Die hohe Qualität des Druckes und des Einbandes bestätigt den guten Ruf litauischer Verlage.

Arthur Hermann

* * *

Smalininkų kronika 1920 01 10 – 1939 03 23 (Chronik von Schmallingken, 19.1.1920-23.3.1939). Sudarė Arnoldas Piročkinas. Vilnius 2013. 243 S. ISBN: 978-609-95481-0-4

In der Nachkriegszeit waren die deutschen Vertriebenen und Kriegsflüchtlinge mit dem Zusammentragen der Ereignisse ihrer Heimatorte beschäftigt und veröffentlichten diese in Form von Chroniken. Damit wollte man das Leben in der alten Heimat für die nächsten Generationen festhalten. Offenbar findet dieser Brauch auch in Litauen Nachahmer. So stellte neuerdings ein ehemaliger Schüler der Grundschule in Schmallingken, Prof. Dr. Arnoldas Piročkinas, eine Chronik seines Städtchens in der Zwischenkriegszeit zusammen mit dem Ziel, die neuen Bewohner des Ortes mit seiner Geschichte vertraut zu machen, denn 1944 flohen auch aus diesem Grenzstädtchen des Memellandes fast alle Alteingesessenen, so dass die Neusiedler aus Großlitauen seitdem mehr oder weniger im historischen Niemandsland leben, da die natürliche Weitergabe der Geschichte des Ortes so gut wie völlig unterbrochen wurde.

Bereits in der Einleitung weist der hochbetagte Chronist darauf hin, dass er die hier zusammengestellten Ereignisse ausschließlich aus den litauischen Zeitungen entnahm, weil ihm die deutschsprachigen Zeitungen des Memelgebietes nicht zugänglich waren und er sie obendrein aus Zeitgründen auch nicht hätte auswerten können. Dadurch wird in dieser Chronik vorrangig das Leben der litauischen Bewohner von Schmallingken gespiegelt, mit

Ausnahme der amtlichen Nachrichten aus dem zweisprachigen Amtsblatt des Memelgebietes. Die dadurch entstandene Halbierung des Ortes ist bedauerlich, andererseits darf man nicht übersehen, dass umgekehrt in deutschsprachigen Chroniken des Memellandes der litauische Teil fast gar nicht vorkommt. Somit schließt der Chronist wenigstens im Fall von Schmallingken die Lücke des litauischen Lebens im Memelland. Allerdings kann jetzt beim litauischen Leser womöglich der Eindruck entstehen, als ob dieses amputierte Leben die Wirklichkeit darstellt oder es darüber hinaus gar nichts gegeben hätte. Außerdem verleitet eine solche Chronik zur Annahme eines recht friedlichen Zusammenlebens der Volksgruppen im Ort, da hier der damalige Widerstand der Bevölkerung gegen die Zugehörigkeit zu Litauen nur selten erwähnt und nicht verdeutlicht wird.

Der Chronist hat alle wichtigen und sogar nebensächlichen Ereignisse des Ortes in der Zwischenkriegszeit chronologisch zusammengetragen. Erwähnt werden hier die administrativen Anweisungen, Veränderungen in der Ortsverwaltung, Nachrichten über die Schulen, Organisationen und kulturelle Ereignisse und sogar über kriminelle Vorfälle und einige wenige politische Streitigkeiten. Die Bedeutung dieser Chronik liegt daher in der Vielfalt der Ereignisse. Bewertungen vermeidet der Chronist. Es entsteht ein breites Bild des litauischen Lebens im Ort, vor allem über die litauischen Schulen und Organisationen, z.B. über den Schützenverband oder das litauische Diakonische Werk „Santara“, das die meisten Mitglieder aufwies. In den dreißiger Jahren erfuhr das litauische Leben starke Impulse, im Ort fanden sogar Kurse für Erwachsene und eine Volksuniversität statt. Allerdings bleibt das gesamtörtliche Leben außen vor, mit Ausnahme einiger Hinweise auf die Wahlen, die Ortsverwaltung und die Kreisgremien. Schwierig ist es auch zu erspüren, wie viele von den litauischsprachigen Bewohnern des Ortes sich den litauischen Organisationen zugewandt hatten, denn der Chronist erwähnt selbst, dass die meisten ortsansässigen Litauer eher zu der deutschen Volksgruppe tendierten. Die aufgeführten Namen der Funktionäre und Beteiligten lassen vermuten, dass das litauische Leben größtenteils von Zugewanderten aus Großlitauen gestaltet wurde.

Wie oben erwähnt, kommen politische Streitigkeiten zwischen Deutschen und Litauern in dieser Chronik nicht oft vor. Es wird lediglich ein Mord aus vermutlich politischen Motiven vermeldet, ansonsten lediglich Schlägereien und Beschmieren litauischer Symbole. Noch Anfang 1939, also kurz vor der Angliederung des Memelgebietes an Deutschland, konnten die Litauer völlig unbehelligt des „Aufstands von 1923“ gedenken und den Nationalfeiertag am

16. Februar feiern. Man erfährt leider auch recht wenig vom wirtschaftlichen Leben des Ortes, ob es dem Ort in dieser Zeit besser oder schlechter ging als vor 1918. Zahlreich sind die kriminalistischen Nachrichten über Schmuggler und Wildjäger, Berichte über Fälle von Hochwasser und Brand. Ein Namensverzeichnis erleichtert die Suche, es fehlen jedoch ein ähnliches Verzeichnis über Organisationen sowie eine Karte des Ortes und der Umgebung.

Meines Wissens gibt es bislang keine deutschsprachige Chronik, und es fehlt auch eine ausführliche Darstellung über Schmalleningken. Vielleicht regt die hier vorliegende Ausgabe die Nachfahren der geflüchteten Deutschen zum Verfassen einer deutschen Chronik an.

Arthur Hermann

* * *

Klaipėda Europos istorijos kontekstuose (Memel im Kontext der europäischen Geschichte). Straipsnių rinkinys. Sudarytojas ir mokslinis redaktorius Vasilijus Safronovas. Klaipėda: Klaipėdos universiteto Baltijos regiono istorijos ir archeologijos institutas 2013. 255 S., Ill. ISBN: 978-9955-18-721-9

In fast allen Bänden der AA haben wir die Veröffentlichungen des Instituts für Geschichte und Archäologie der Ostseeregion vorgestellt. Dank der regen wissenschaftlichen Tätigkeit dieses Instituts gehören die Stadt Memel und das Memelland zu den am besten erforschten Regionen Litauens. Besonders wichtig ist der Umstand, dass es gelang, die litauische Historiographie über die Stadt und das Memelland aus der Fokussierung auf die kurze Zeitspanne des Memelgebietes 1923-1939 zu befreien. In diesem von V. Safronovas herausgegebenen Sammelband geht es um die Rolle der Stadt in der gesamten europäischen Geschichte. Im einführenden Beitrag auf den Seiten 6-25 unterstreicht der Herausgeber seine Sicht, dass man die Geschichte der Stadt nicht nur als Folge deutsch-litauischer Begegnungen und Auseinandersetzungen betrachten darf. Memel sollte als ein Ort wahrgenommen werden, der im Schnittpunkt des europäischen Handels und Kulturaustausches stand und heute wieder steht. Während der Gründung der Stadt im 13. Jahrhundert war sie ursprünglich als Zentrum Kurlands konzipiert. Erst nach dem teilweise erzwungenen Überlassen der Stadt an den Deutschen Orden wurde sie als Stützpunkt gegen Litauen ausgebaut und diente in der Folge als nördlichste Befestigung Preußens, wobei der Hafen ganz bewusst zum Vorteil anderer

Häfen vernachlässigt wurde. Dennoch stellte die Stadt bis 1830 einen wichtigen Etappenpunkt auf dem europäischen Postweg Amsterdam-Berlin-St. Petersburg dar. Dagegen spielte sie auf der West-Ost-Achse nur eine unbedeutende Rolle, lediglich der Holzhandel belebte die Stadt. 12 Beiträge litauischer und ausländischer Forscher verdeutlichen die Bedeutung der Stadt innerhalb der europäischen Geschichte. Der einführende Beitrag von Safronovas ist in voller Länge am Ende des Sammelbandes auch auf Englisch veröffentlicht, die übrigen Beiträge bieten eine kurze englischsprachige Zusammenfassung.

Der an der Universität in Thorn lehrende Historiker Roman Czaja schreibt auf S. 26-33 über den Handel in Memel im Mittelalter. Im 13. und 14. Jahrhundert fand in Memel kein Handel statt, Memels Bedeutung beschränkte sich damals auf die Burg im Kampf gegen die Heiden. Die erste Handelserwähnung im Ort kommt 1390 im Vertrag des Ordens mit Vytautas vor, in dem den Händlern aus Žemaitija das Recht auf Handel in Memel eingeräumt wurde. Im 15. Jahrhundert wurde in Memel vor allem mit Fisch und Holz gehandelt. Während des 13-jährigen Krieges zwischen dem Orden und den aufständischen Städten im 15. Jahrhundert wurde Memel von den Aufständischen besetzt, viele Waren beschlagnahmt und im Hafen 13 Schiffe aus Lübeck gekapert. Im 15. Jahrhundert betrieb der Orden über die Memel und die Stadt Memel einen regen Handel mit dem Großfürstentum Litauen.

Der folgende Beitrag von Dainius Elertas auf S. 34-53 beschäftigt sich mit der Pest in der Stadt 1346-1353, die auf Handelswegen über Hildesheim und Lübeck den Weg ins Ordensland fand. In einem Bericht über die Pest in der Stadt aus dieser Zeit findet sich auch die erste Erwähnung der Juden als Stadtbewohner Memels, die wegen der Verbreitung der Pest beschuldigt wurden.

Auf S. 54-65 beschreibt Indrė Šimkutė anhand der Zollregister den Handel in Memel mit alkoholischen Getränken im 13.-19. Jahrhundert, vor allem während der Zeit von 1664-1772. Die Funde aus der Ordenszeit belegen in der Burg eine Vorratslagerung von Bier und Met. Ab dem 16. Jahrhundert wurden Steuern auf den Handel mit Alkoholika erhoben, die Stadtbürger durften jedoch Bier, Met und Schnaps für den persönlichen Gebrauch ohne Abgaben herstellen. Wein wurde vor allem von Händlern aus Lübeck und Holland geliefert, im 17.-18. Jahrhundert war besonders französischer Wein beliebt. Schnaps lieferten Schiffe aus 18 Häfen. Erst seit dem 18. Jahrhundert verwendete man Gefäße aus Glas, davor wurden alkoholische Getränke ausschließlich in Holzfässern geliefert.

Auf S. 66-83 geht es um eine aus der Reformationszeit stammende Kachel mit einer biblischen Szene über den Versuch der Frau des Potiphar, Joseph zu verführen. Die Szene ist eine Nachbildung einer Zeichnung von Cranach dem Älteren. Biblische Szenen auf Kacheln gab es erst seit der Reformationszeit, davor wurden nur Heilige abgebildet. Die Autorin des Beitrags, Raimonda Nabažaitė, setzt sich auch mit Luthers Auslegung über die Untreue in der Ehe und über die Einhaltung der Zehn Gebote in Memel auseinander.

Auf S. 84-105 unterstreicht der Osnabrücker Kulturhistoriker Axel E. Walter die Bedeutung von Simon Dach, des bekanntesten Sohnes der Stadt Memel, der über 1400 poetische Werke, vor allem Gelegenheitsdichtungen, aber auch 60 Kirchenlieder, verfasst hatte. Darunter befindet sich auch ein Gedicht mit 25 Strophen zur Hochzeit eines Memeler Paares, von dem Dach 9 Strophen seiner Heimatstadt widmet. Simon Dach war auch mit Daniel Klein befreundet, dem er ein Gedicht widmete und in dessen Grammatik der litauischen Sprache von 1653 ein Vorwort als Gedicht verfasste, wobei er die litauische Sprache als anderen Kultursprachen gleichwertig pries. Nach dem Tod von Simon Dach übersetzte Daniel Klein fünf seiner Kirchenlieder und veröffentlichte sie in seinem litauischen Gesangbuch.

Bis 1832 verlief über Memel die europäische Poststraße nach Riga und weiter nach St. Petersburg. Sie brachte Herrscher, Händler und andere Reisende nach Memel. Aus dieser Zeit gibt es zahlreiche Reisebeschreibungen, die Vygantas Vareikis auf S. 106-125 als wichtige Quelle für die Geschichte der Stadt definiert. Die Reisenden beschrieben Memel als die letzte Stadt westeuropäischen Charakters, in der es viele schöne Paläste der Händler gebe, die jedoch völlig verschmutzte Straßen aufweise und eine trostlose Umgebung habe. Erst während des Aufenthaltes des Herrscherpaares hier 1807/8 und vor allem nach dem Großen Brand von 1854 bekam die Stadt saubere Straßen, so dass man damals Memel als Kleinlondon pries, auch weil hier viele Engländer und Schotten lebten und die englische Sprache den Bürgern geläufig war. Noch Anfang des 19. Jahrhunderts lebten in der Stadt lediglich 5 000 Einwohner.

Mit der Zunahme der Litauer in der Stadt von Ende des 19. Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts beschäftigt sich V. Safronovas auf S. 126-151. In Memel gab es seit 1709 zwei Kirchengemeinden, die eine für die Stadtbewohner die andere für die Landbevölkerung der Umgebung, wo fast ausschließlich Litauer und Kuren lebten. Diese waren gezwungen, zu den litauischen Gottesdiensten den weiten Weg in die Stadt zu nehmen. In der Stadt selbst lebten nur wenige Litauer, die sich in der Regel schnell der deutschen Umgebung anpassten. Im Baltikum, Tschechien und anderswo

begann jedoch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die in die Städte einwandernde Landbevölkerung ihre Nationalität und Kultur auch in der Stadt zu bewahren. Dieses Phänomen trat in Memel erst nach der Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert auf. 1910 machten die Litauischsprachigen in Memel erst 7,88% der Bevölkerung aus. Im Vergleich dazu stellten damals die Letten im vormals deutschen Riga bereits die Hälfte und die Esten in Tallinn sogar 70% der Stadtbevölkerung. Im Vergleich zu den Letten und Esten hatten es die zugewanderten Litauer in Memel viel schwerer, das Litauertum zu bewahren, weil hier das Deutschtum staatlicherseits gefördert wurde. Die ersten litauischen Organisationen in Preußen entstanden Ende des 19. Jahrhunderts in Tilsit, als erste Organisation in Memel gilt die von Pfarrer Gaigalat 1905 in Prökuls gegründete diakonische Vereinigung „Sandora“, die 1908 in Memel einen Versammlungssaal einrichtete. Weitere litauische Organisationen folgten 1910. 1911 gründeten drei litauische Hausbesitzer hier die litauischsprachige Zeitung „Apžvalga“ mit einer Druckerei. Nach dem Ersten Weltkrieg siedelten einige litauische Funktionäre aus Tilsit nach Memel um und kauften hier das ehemalige Hotel „Berliner Hof“, wo sie ein Restaurant und mehrere Versammlungssäle einrichteten. 1922 gründete man das Litauische Gymnasium in Memel. Die Litauer in Memel pflegten nur wenige Verbindungen zu der deutschen städtischen Bevölkerung und lebten weitgehend unter sich. Direkt nach der Angliederung des Memelgebietes an Litauen bildeten Vertreter der litauischen Minderheit das Direktorium. Memellitauische Aktivitäten nahmen schnell zu. Doch nach der verlorenen Landtagswahl 1925 verloren die wenigen Memellitauer an Bedeutung und wurden bald von den zugewanderten Großlitauern auch in den litauischen Organisationen an den Rand gedrängt.

Der folgende Beitrag von Romualdas Adomavičius auf S. 152-167 erschließt die Bedeutung der Stadt, vor allem die des Hafens, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nach der Errichtung des Deutschen Reiches 1871 stagnierte die Entwicklung der nördlichsten Stadt des Reiches. Die Einwohnerzahl nahm bis 1914 lediglich von 19 000 auf 22 000 zu, jährlich legten nur etwa 1 000 Schiffe im Hafen an. Der Schiffbau wurde fast ganz eingestellt, lediglich der Holzhandel florierte, der aber nach dem Ersten Weltkrieg völlig zusammenbrach, da auf der Memel wegen des Konfliktes Litauens mit Polen die Holzlieferung eingestellt wurde. Erst 1930, nachdem Litauen die Stadt an das litauische Eisenbahnnetz angeschlossen hatte, schloss Litauen einen Vertrag mit der Sowjetunion über Holzlieferung, die über die Eisenbahn erfolgte. Litauen war zuerst nicht interessiert, den Hafen auszubauen, denn der für das Land wichtige Handel mit Deutschland lief über die Eisenbahn nach

Königsberg. Erst als Deutschland den Handel mit Litauen einschränkte, wurde Anfang der dreißiger Jahre der Hafen ausgebaut, so dass seit 1932 fast der ganze Export an Großbritannien über den Hafen in Memel abgewickelt wurde. Nach der Rückgabe des Memelgebietes an Deutschland 1939 wurde die Stadt wieder zu einer befestigten Grenzstadt degradiert.

Der lettische Historiker aus Riga Eriks Jakobsons wertet die Aussagen der lettischen Gesandtschaft in Kaunas und des Generalkonsulats in Memel über die Rückgabe von Memel an Deutschland 1939 aus. Der lettische Gesandte berichtet ab Januar 1939 vom Pessimismus der litauischen Regierung in Bezug auf das Memelgebiet. Einige Regierungsmitglieder würden sich nach dem Ende aller Unsicherheiten sehnen. Man sei den Deutschen in allen Fragen entgegenkommen, ohne irgendeine Zusicherung seitens des Deutschen Reiches zu erhalten. Bei der Entscheidung, auf das Memelgebiet zu verzichten, sei man froh gewesen, dass Deutschland sich mit dem Memelgebiet zufrieden gebe und nicht wie in Tschechien das ganze Land besetze. Der lettische Generalkonsul in Memel hielt die Aufhebung des Kriegsrechts im Memelgebiet im November 1938 für einen Fehler. Seitdem sei es unregierbar geworden, die Juden würden bereits fliehen und es sei sichtbar, dass das Ende der litauischen Herrschaft bevorstehe. Am 23. März 1939 warf er der litauischen Regierung vor, dass sie die litauischen Bürger nicht schon früher über die Rückgabe informiert hätte und nicht erlaubt habe, das Land rechtzeitig zu verlassen.

Der letzte Beitrag von Hektoras Vitkus auf S. 188-223 über den Judenmord in den ersten Kriegstagen im Juni 1941 entlang der Grenze zum Memelland ist nicht nur der längste, sondern auch der einzige Beitrag, der sich eigentlich außerhalb des Memellandes abspielt. Lediglich ein Überblick über das jüdische Leben in Memel in den zwanziger und dreißiger Jahren und die Tatsache, dass sich unter den ersten Opfern auch einige der 1939 aus Memel geflüchteten Juden befanden, verbindet die breite Darstellung der Vorgehensweise des Tilsiter Einsatzkommandos im gerade besetzten Grenzgebiet Litauens mit der memelländischen Geschichte. Nach der Angliederung des Memelgebietes an Litauen 1923 stieg die Zahl der Juden von 2.402 im Jahre 1925 rasch durch den Zuzug aus Großlitauen auf etwa 9.000 im Jahr 1938. Jüdische Unternehmer richteten in Memel größere Fabriken ein. Die meisten Juden flohen im Frühjahr 1939 oder wurden gezwungen, nach Litauen zurückzukehren. Von den Flüchtigen blieben einige bei ihren Verwandten hinter der Grenze und wurden hier in den ersten Tagen von dem in Tilsit kurz vor dem Einmarsch in die Sowjetunion aufgestellten Einsatzkommando erschossen. Das Kommando hatte den Befehl, den Streifen von ca. 25 km entlang der Grenze

von Kommunisten und jüdischen Männern zu reinigen. Bereits am 24. Juni fand die erste Erschießung von 201 aufgegriffenen Kommunisten und Juden in Gargždai, am 25. Juni von 214 in Kretinga und am 27. Juni von 111 in Palanga statt. An den Festnahmen, Aussortierungen und Erschießungen dieser Personen beteiligten sich auch litauische Aufständische. Himmler und Heydrich informierten sich am 26.-30. Juni in Augustowo über die Aktionen des Tilsiter Einsatzkommandos und waren voll des Lobes für deren Vorgehen, die anstelle der von Göring empfohlenen Aushungerung der Juden wirksamer war und fortan als Muster für die bald folgenden Judenmorde auch an Frauen und Kindern in ganz Litauen und in den besetzten sowjetischen Gebieten diente. Der Autor geht ausführlich auf die Judenmorde in Litauen und auf den Ulmer Prozess von 1958 gegen Angehörige dieses Einsatzkommandos ein.

Der Ansatz, die Stadtgeschichte über den deutsch-litauischen Gegensatz hinaus zu betrachten, gewinnt durch diesen Sammelband klarere Konturen. Es wird auch sichtbar, dass die geographische Lage der Stadt ihr eine größere Rolle bot, die allerdings in der Zeit des Ordens und Preußens nicht wahrgenommen wurde. Als Memel 1923 zum einzigen Hafen Litauens wurde und ein größeres Hinterland bekam, hätte eigentlich eine neue Ära für die Stadt anfangen können. Weil aber die Bevölkerung gegen Litauen opponierte und Litauen nicht in der Lage war, die Bevölkerung der Stadt für sich zu gewinnen, wurde diese Chance größtenteils vertan. Erst nach 1990 wurde Klaipėda wieder ein internationaler Hafen, zweitwichtigster Industriestandort in Litauen, erhielt eine Universität und entwickelte sich zum Hauptort Westlitauens. Memel hat somit im Vergleich zu allen anderen ehemaligen ostpreußischen Städten Glück gehabt, denn weder Königsberg, noch Allenstein oder Elbing können heute eine solche positive Entwicklung der letzten 25 Jahren aufweisen.

Arthur Hermann

* * *

Memel als Brücke zu den baltischen Ländern. Kulturgeschichte Klaipėdas vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Hrsg. V. Bernhart Jähnig. Osnabrück: fibre Verlag 2011. 246 S. (Tagungsberichte der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung. 26). ISBN: 978-3-938400-76-0

Auch dieser Sammelband beschäftigt sich mit demselben Themenkreis wie oben. Er beinhaltet den größeren Teil der Tagungsberichte der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung, die 2009 in

Memel gehalten wurden. Memel war lange Zeit die nördlichste Stadt Ostpreußens und gehört daher zum naturgemäßen Arbeitsgebiet dieser Kommission, die zahlreiche Forscher über Ost- und Westpreußen vereint.

Die ersten vier Beiträge gehören zum Kapitel über die Geschichte Memels im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Auf S. 13-34 entwirft der Archäologe Vladas Žulkus Entwicklungslinien der Stadt bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Auch wenn erst ein Drittel der Memeler Burg ausgegraben ist, gehen die Archäologen davon aus, dass es an der Mündung der Dange keine kurische Siedlung oder gar eine Burg gegeben hatte. Bei der Gründung der Stadt 1252 entstanden auf drei vorgelagerten Inseln an der Dangemündung Burganlage, Vorstadt und Stadt, später wurden die Vorstadt und die Burg zu einer größeren zusammenhängenden Burganlage ausgebaut. Im 15. Jahrhundert entwickelte sich hinter der Stadt auf dem Festland die Siedlung Holm, die im 16. Jahrhundert zur Friedrichstadt wurde. Um 1540 gab es in der Stadt 148 Grundstücke im Besitz von 107 Bürgern und 1589 177 Grundstücke im Besitz von 143 Bürgern. Eine Stadtstruktur bildete sich erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Anfang des 18. Jahrhunderts wies die Altstadt 16 und die Friedrichstadt 15 Straßen und Querstraßen aus. Der Autor beschreibt auch den Bau der Kirchen. In den Quellen des 13. Jahrhunderts sind drei Kirchen außer der Burgkapelle erwähnt. Der Ort der Kathedrale St. Marien ist bis heute nicht gefunden, man vermutet, dass sie in der Vorstadt stand. Die Johanniskirche diente als Stadtpfarrkirche, St. Nikolai als Landpfarrkirche, beide Kirchen standen beieinander. Die Stadtpfarrkirche wurde 1562-1571 neu erbaut, St. Nikolai, die zuerst wohl nur eine Scheuer (Scheune) war, ebenso 1686. Beide Kirchen wurden während des Brandes von 1854 vernichtet und bald wieder aufgebaut. Bis ins 17. Jahrhundert stand die Entwicklung der Stadt im Schatten der Burg.

Die Stadt litt im 13.-15. Jahrhundert unter den Angriffen der Litauer. Bernhart Jähniß führt auf S. 35-48 die Zerstörungen der Stadt in den Jahren 1257, 1323, 1379, 1393, 1402 und 1409 auf, nur die Burg konnte gehalten werden. Bei den Litauerreisen des Ordens spielte Memel nur eine geringe Rolle, dafür beschützte die Burg Memel den Landweg nach Livland. 1409 wurden die Stadt und die Burg erneut aufgebaut und stark befestigt.

Die Brückenfunktion Memels zu Livland hebt auch Stefan Hartmann auf S. 49-94 in seinem Beitrag über die Korrespondenz Herzog Albrechts mit Livland hervor, wobei die Memeler Hauptleute als wichtige Berater und Kenner der livländischen Verhältnisse Herzog Albrecht beistanden. Memel war zu der Zeit der Hauptumschlagplatz für die Nachrichten aus und nach Livland, vor allem

in der Zeit, als Albrechts Bruder Wilhelm Erzbischof von Riga war. Nach dem Ausbruch des Livländischen Krieges unterstützte Albrecht Livland finanziell, wofür er das Ländchen Grobin als Pfand erhielt und es von Memel aus verwalten ließ.

Im nächsten Beitrag von Andrzej Groth auf S. 95-108 geht es um die Bedeutung des Hafens in den Jahren 1664-1722, aus denen Zollverzeichnisse erhalten sind. Das Memeler Tief konnten Segelschiffe bis zur Ladung von 330 t Last anlaufen, der Eingang in die Ostsee war mit einer Bakentonne gekennzeichnet. 1682 stellte man am Ufer einen Pfahl mit einer Laterne auf, die Tiefe des Hafens betrug 3 Meter. 1520 wurde ein Zollamt eingerichtet, das Pfahlgeld und andere Zollgebühren einsammelte. Ein Lotse lotete die Schiffe in den Hafen. Der Schiffsverkehr war zu der Zeit gering, durchschnittlich 32 Segelschiffe im Jahr, so dass man Memel zu den kleineren Häfen zählte. Wegen des niedrigen Wasserstandes im Sommer suchten die meisten Schiffe den Hafen im Frühjahr und Herbst auf. Der Hafen war durchschnittlich 9,5 Monate eisfrei, die meisten Schiffe kamen aus Lübeck (21%) und Danzig (18%).

Im folgenden Kapitel über Literatur und konfessionelle Identität in Memel, wirft Arūnas Baublys auf S.109-118 einen kurzen Blick auf die Zusammensetzung der Konfessionen der Bürger Memels im 19. und 20. Jahrhundert und stellt neben dem Protestantismus auch die kleinen Konfessionen kurz vor. Er hebt die bedeutende Rolle der Religion für die Preußisch-Litauer hervor und weist darauf hin, dass ihre Identität lange Zeit sich nicht so sehr auf Staatlichkeit als auf sprachliche, religiöse und kulturelle Aspekte baute. In der Stadt herrschte weitgehend konfessionelle Toleranz.

Nach dem Zweiten Weltkrieg blieben im Memelland bzw. wurden wieder zurückgeholt ca. 15 000 Memelländer. Zu den wenigen weiterhin existierenden Gemeinden zählt die Gemeinde Wannaggen, die von Silva Pocyte auf S. 119-132 vorgestellt wird. Der erste Gottesdienst nach der Eroberung des Landes fand schon im März 1945 statt, gehalten von einem litauischen Prediger der Gemeinschaftsbewegung. Ab November 1945 arbeitete hier Prediger Jurgis Sprogys, der 1950 zum Pfarrer geweiht wurde und hier bis zu seinem Tod 1967 wirkte. Er führte genaue Listen über die Mitglieder und das kirchliches Leben in der Parochie. Die Gemeinde hatte nach dem Krieg 1 317 registrierte Mitglieder, teilweise aus der weiteren Umgebung. Schon 1946 entstand ein Kirchenchor, später ein Posaunenchor. Die Gottesdienste wurden ausschließlich auf Litauisch gehalten, doch in kleineren Kreisen wurde auch auf Deutsch getauft und Andacht gehalten. Auf dem Friedhof finden sich sogar deutsche

Grabinschriften aus der Nachkriegszeit. Seit 1990 steht die 1909 erbaute Kirche unter Denkmalschutz, sie wurde 1999-2004 mit Spendengeldern der ehemaligen Mitglieder saniert. Zu Recht hebt die Autorin die wichtige Funktion der lutherischen Gemeinden für die Identität der verbliebenen Memelländer nach dem Krieg hervor, denn die Kirche stellte die einzige Institution aus der Vorkriegszeit dar, in der man unter sich sein konnte. Die memelländischen Gemeinden gehörten ab 1945 zur litauischen Lutherischen Kirche, womit sich sicherlich nicht alle Memelländer identifizieren konnten. Daher wäre es interessant zu erfahren, inwieweit die Kirchengemeinden zur Auswanderung der Memelländer nach 1958 beitrugen oder vielleicht umgekehrt den Verbleib bestärkten.

Mit dem Kulturtransfer in den Übersetzungen der Werke von Hermann Sudermann setzt sich Inga Rinau auf S. 133-142 auseinander. Zuerst erläutert sie das Übersetzen insgesamt als einen Transfer von Wissen zwischen Sprach- und Kulturgemeinschaften und wendet sich danach der Problematik des Übersetzens von Realien (historische Ereignisse, Amtsbezeichnungen, Feiertage etc.) zu, die für die Leser der anderen Sprachgemeinschaft nicht immer geläufig sind. Daher ist es von Interesse, inwieweit die Zielgruppe mit der jeweiligen Realie vertraut ist. Von den deutschen Autoren wurden Sudermanns Werke ins Litauische am häufigsten übersetzt. In diesen Übersetzungen kommen 62 deutsche Realien vor, wovon 50% als Lehnübersetzungen, 40% als Adaption = Umschreibung und vier Mal als generalisierende Bedeutung übertragen werden. Bei einem Test mit litauischen Studenten über die Verständlichkeit dieser übersetzten Realien wurde festgestellt, dass die Leser sogar 70% der übersetzten Realien nicht verstanden hatten.

Der folgende Beitrag auf S. 143-162 beschäftigt sich mit der Mystik des ostpreußischen Dichters Fritz Kudnig, der vor allem religiöse Dichtung verfasste. Er arbeitete in den Jahren 1910-1912 in Memel und erwanderte und beschrieb später die Kurische Nehrung in seinen Gedichten.

Der letzte Abschnitt des Sammelbandes über die politischen Memellandprobleme vereinigt drei Beiträge zur Entstehung und Entwicklung des Memelgebietes in der Zwischenkriegszeit. Lutz Oberdörfer unternimmt den abermaligen Versuch, die Rolle der Großmächte bei der Entstehung des Memelgebietes darzustellen. Auch Oberdörfer bestätigt, dass der Anspruch Litauens auf Teile Ostpreußens von den Großmächten bis 1922 überhaupt nicht beachtet wurde. Noch bis zur Friedenskonferenz von 1919 wurde unter den Alliierten über das Memelland gar nicht gesprochen. Erst die Empfehlung der

Kommission für polnische Angelegenheiten brachte am 18.4.1919 die Idee von der Abtrennung des Memellandes vom Deutschen Reich ins Rollen mit dem Ziel, Polen als Bollwerk zwischen Deutschland und Russland zu stärken. Die Alliierten waren zu der Zeit noch von der Wiederherstellung der polnisch-litauischen Union überzeugt. Daher erschien es sinnvoll, Litauen einen Hafen zu überlassen und damit einen polnischen Sperrgürtel um Ostpreußen zu errichten. Da Litauen im Verlauf der Jahre 1919/1920 alles Werben um die Union entschieden abgelehnt hatte, verfestigte sich mit der Zeit der Gedanke, das abgetrennte Memelgebiet zu einem Freistaat unter französischer Oberherrschaft, aber polnischem Einfluss umzuwandeln. Deutschland sperrte sich gegen die Entstehung eines „französischen Gibraltar“, musste allerdings auf der Botschafterkonferenz von Ende 1922 feststellen, dass auch die memelländische Delegation für den Freistaat votierte. Als Litauen im Januar 1923 ins Memelgebiet einmarschierte, befürchtete der Völkerbund einen Flächenbrand, da Frankreich und Polen auf ein scharfes Vorgehen drängten, Russland aber Litauen beistehen wollte. Um einen drohenden Krieg zwischen Polen und Litauen zu vermeiden, schlug Großbritannien vor, das Memelgebiet an Litauen anzugliedern und gleichzeitig das bereits polnisch besetzte Wilnagebiet Polen völkerrechtlich anzuerkennen.

Die aus Japan stammende Historikerin Rikako Shindo, die 2008 in Berlin eine Dissertation über Ostpreußen, Litauen und die Sowjetunion verfasste, stellt auf S. 205-226 das Binnenschiffahrtsabkommen von 1923/24 zwischen Deutschland und Litauen vor. Wegen der damals noch laufenden Verhandlungen Litauens mit den Alliierten um das Memelstatut sollte das Abkommen nur als Verwaltungsabkommen zwischen den Verkehrsministerien abgeschlossen und bis zum einem zweiten Handelsabkommen zwischen dem Deutschen Reich und Litauen geheim gehalten werden. Im ersten Handelsabkommen von 1.6.1923 blieb das Thema der Verkehrsangelegenheiten außen vor, weil das Memelgebiet zu der Zeit noch offiziell unter der Souveränität der Alliierten stand. Das Abkommen sollte die für Ostpreußen wichtige Memelflößerei auf dem litauischen und deutschen Teil des Memelflusses wieder ermöglichen. Der deutschen Delegation stand der Oberpräsident der Provinz Ostpreußens vor. Verhandelt wurde Mitte des Jahre 1923 in Tilsit und abgeschlossen im September 1923 in Kaunas. Litauen hat allerdings das Abkommen erst am 26.3.1924 ratifiziert, nachdem die Signatarmächte im Entwurf der Memelkonvention auf litauische Forderungen eingegangen waren. Doch die Flößerei auf der Memel wurde auch nach der Ratifizierung nicht aufgenommen, da Litauen auch nach der Unterzeichnung der Memelkonvention am 30.7.1924

den Kriegszustand mit Polen nicht aufhob und einen freien Transitverkehr auf der Memel nicht freigab. Somit konnte Ostpreußen weiterhin das in Polen und in Russland aufgekaufte Holz nicht auf der Memel transportieren.

Der letzte Beitrag des Sammelbandes vom Rechtshistoriker Dietmar Willoweit behandelt auf S. 227-246 die memelländische Verfassungskrise von 1931/32, die nach der Entlassung des Präsidenten des Memeler Direktoriums, Otto Böttcher, wegen seiner direkten Verhandlung im Reichsernährungsministerium und nach der Einsetzung eines Litauers zum Präsidenten des Direktoriums ohne Zustimmung durch den Landtag ausgebrochen war. Der Autor erläutert zuerst die Paragraphen der Memelkonvention und des Memelstatuts über die Rechte des Gouverneurs und des Landtages. Die Memelkonvention erlaubte dem Gouverneur die Ein- und Absetzung des Präsidenten des Direktoriums, das Memelstatut erklärte jedoch zusätzlich, dass der Präsident solange im Amt bleibe, wie er das Vertrauen des Landtages besitze. Des Weiteren setzt sich der Autor mit den verschiedenen Auffassungen Litauens und der Memeldeutschen von der Souveränität Litauens über das Memelgebiet auseinander. Der litauische Sejm hatte noch am 11. Nov. 1921 eine Autonomie für das Memelland vorgesehen und nach der Besetzung des Memellandes bereits am 7. Mai 1923 die Autonomie noch vor dem Abschluss der Memelkonvention einseitig verkündet. Somit bestand Litauen auf voller Souveränität im Gesamtstaat, die Memeldeutschen gingen jedoch stets davon aus, dass das Memelgebiet mit dem Memelstatut ein Staat im Staate wurde und Litauen somit ein Staatenstaat sei. Die Signatarmächte betrachteten die Absetzung von Böttcher als Verletzung des Memelstatuts und erhoben am 11. April 1932 Klage gegen Litauen am Internationalen Gerichtshof in Den Haag. Der litauische Vertreter, Sidzikauskas, beharrte darauf, dass das Memelstatut kein völkerrechtliches, sondern ein innerstaatliches Gesetz sei, der Prozessvertreter Sir Malkin, dass das Memelstatut bei Rechtsfragen verbindlich sei. Somit prallten hier die Rechtsauffassungen des parlamentarischen und des präsidentialen Regierungssystems aufeinander. Da die meisten Richter aus diktatorisch orientierten Staaten stammten, obsiegte hier das präsidentiale System. Das Urteil bestätigte das Recht des Gouverneurs als Stellvertreters des Staatspräsidenten, bei einer schwerwiegenden Verletzung des Memelstatuts den Präsidenten des Direktoriums zu entlassen und dass die Verhandlungen von Böttcher ohne Wissen der litauischen Regierung so ein Fall sei. Auch die Einsetzung des neuen Präsidenten ohne die Zustimmung des Landtages wurde bestätigt, nicht jedoch die Auflösung des Landtages, die der Gouverneur zusätzlich verfügt hatte. Der Autor meint, dass die Entscheidung des Gerichtes zur Verbesserung der

Atmosphäre beitrug, denn nach dem enttäuschenden Ausgang für die Memeldeutschen stellten sich diese kompromissbereiter und Litauen setzte einen gemäßigeren Gouverneur ein, der einen vom Landtag mit Vertrauen ausgestatteten Präsidenten ernannte. Doch die bald erfolgte Übernahme der Macht in Deutschland durch die NSDAP führte zu einer neuen Verhärtung der beiden Lager.

Der Sammelband belegt ein Mal mehr die Gemeinsamkeiten der deutschen, litauischen und polnischen Forscher. Es fällt jedoch auf, dass deutsche Forscher noch immer lieber die Bezeichnung Kowno als Kaunas benutzen, sogar für die Zeit, als Kaunas die Hauptstadt Litauens war und offiziell auch so hieß.

Arthur Hermann

* * *

Veronika Schlüter: Memelland ist abgebrannt? Geliebene, Vertriebene, Übersiedelte. Freiburg: Centaurus Verlag 2010. 122 S. (Lebensformen. 59) ISBN: 978-3-8255-0774-9

Beim Bestellen eines Rezensionsexemplars weiß man nicht genau, was sich hinter einem Titel verbirgt. Diese Veröffentlichung lebt vom Titel. Der Inhalt ist mehr als bescheiden. Die Autorin stellt einen in der Heimat gebliebenen Memelländer vor und veröffentlicht auf S. 31-80 seine 39 Briefe. Wohl um den Umfang des Buches ein wenig zu vergrößern, folgen anschließend kurze Berichte über Wolfskinder, Pfarrer Roga, Palanga, Russlanddeutsche und über die Flucht der Deutschen allgemein. Die Einleitung über den Memelländer Kurt Kapust offenbart Mängel an Recherchen und großes Unwissen über das Memelland und die Nachkriegszeit dort. Kapust hätte vor 1945 Kohl geheißen, der Name sei nach dem Krieg russifiziert worden. Dabei kommt der Name Kapustas und Kopustas, in deutscher Schreibung als Kapust und Kopust, in Litauen und im Memelland öfters vor, und nach dem Krieg kamen Russifizierung der Namen in Litauen nicht vor. Köstlich ist die Beschreibung der Autorin, wie sie die Deutschen erkennt: an ihre Physiognomie, Unbeirrtheit und dem aufrechten Gang. Das klingt ein wenig nach Karl May. Laut der Autorin befand sich das Memelland bis 1935 (sic!) unter „französischem Generalgouvernement“, die deutsche Grenze vor dem Ersten Weltkrieg reichte noch hinter Nimmersatt weiter nach Norden, die litauische Regierung war „faschistisch und nationalistisch“ (von Hitler spricht sie nicht, lediglich wie

herrlich der Anschluss des Memellandes an das Deutsche Reich 1939 war), der Memelfluss heißt auf Litauische Neman usw. Und auch die Darstellung der Autorin, dass in Litauen in der Zeit von 1945 bis 1993 Deutsch nicht gesprochen werden durfte und dass der hier beschriebene Memelländer nur nachts im abgedunkelten Zimmer deutsche Bücher las, fällt in die Kategorie „stark übertrieben“ oder „da war doch was“. Das Einzige, was in diesem Buch von einem gewissen Wert sein könnte, sind die Briefe, geschrieben von einem einfachen Mann vom Lande, der unaufgeregt über seinen Alltag und das Wetter berichtet.

Arthur Hermann

* * *

Auf Wache für die Nation. Erinnerungen. Der Weltkriegsagent Juozas Gabrys berichtet (1911-1918). Eberhard Demm / Christina Nikolajew (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013. 399 S. ISBN: 978-3-631-64451-5

Juozas Gabrys (eigentlich Juozas Paršaitis, 1880-1952) war vor der Erlangung der Unabhängigkeit Litauens 1918 der einzige Litauer, der vor und während des Ersten Weltkriegs eine beachtenswerte Rolle in der europäischen Nationalitätenbewegung spielte und eine bemerkenswerte Agitation unter europäischen Regierungen und in diplomatischen Kreisen über die Situation in Litauen entwickelte. Mit dem von ihm 1911 in Paris gegründeten Litauischen Informationsbüro gelang es ihm, litauische Emigranten in Nordamerika als Geldgeber für seinen nationalen Propagandafeldzug im Westen zu gewinnen. Während des Ersten Weltkriegs führte er in Schweden und in der Schweiz als deutscher Agent mehrere Konferenzen der Auslandslitauer und Parteidelegierten aus Litauen durch, in denen er die Idee eines unabhängigen litauischen Staates entscheidend voranbrachte, indem er vor allem in Deutschland geschickt die verschiedenen Vorstellungen des Auswärtigen Amtes, des Reichstages, der Regierung, der Leitung des Heeres und des OberOsts in der Frage Litauens ausnützte. Auf alle Fälle ist weitgehend ihm die Gründung der litauischen Taryba Ende 1917 zu verdanken. Aber da er nicht bereit war, seinen Wohnsitz nach Litauen zu verlegen und die Leitung der Taryba zu übernehmen, verlor er schnell seinen Einfluss innerhalb der Taryba bzw. im Staatsrat und nach der Erlangung der Unabhängigkeit auch in der litauischen Regierung. Sein Spiel hinter den Kulissen in Frankreich und später in der neutralen Schweiz und in Berlin in den Jahren 1916-1918 steht im Mittelpunkt

seiner Erinnerungen, wobei er sich hier als der große Organisator, Diplomat und Staatsmann darstellt und stattgefundene wie auch teilweise erdichtete Gespräche und Verhandlungen mit Persönlichkeiten der europäischen Diplomatie, Regierungen und Militärs in großartigen Szenen beschreibt. Wir sehen hier einen Prototyp der damals recht zahlreich auftretenden nationalistisch orientierten Abenteurer vor uns, die aus den Bürgerschichten und sogar aus der Unterschicht stammend die staatliche Ordnung der damaligen Welt zu verändern strebten und zur Errichtung neuer nationaler Staaten nach dem Ersten Weltkrieg beitrugen. Im Falle von Gabrys ließen jedoch seine Großmannsucht, Eitelkeit und das Streben nach Dominanz eine gedeihliche Zusammenarbeit innerhalb der zahlreichen litauischen Parteien und Orientierungen nicht zu. Die bald ausbrechenden persönlichen Streitigkeiten mit seinen litauischen Kollegen ähnlichen Zuschnitts wie Smetona, Volde-maras und Yčas verhinderten seine erfolgreiche Karriere im neuen Litauen. Hinzu kam sein ungeschicktes Taktieren in den ersten Jahren der Unabhängigkeit. So bot er 1919 seinem früheren Freund Kapsukas, der sich 1917 den Bolschewiki anschloss, seine Mitarbeit in einem Brief an, dieser wurde von Kapsukas veröffentlicht, was Gabrys in Litauen diskreditierte. Eine politische Instinktlosigkeit bedeuteten auch die von Gabrys und seinem Mitstreiter Friedrich von der Ropp 1919 geführten Gespräche und Absprachen mit deutschen und weißgardistischen Truppen im Norden Litauens, in denen es um die Macht in Litauen ging. Lediglich 1926 erhielt Gabrys das Amt des litauischen Konsuls in Königsberg, verzichtete aber nach dem Putsch der Armee und der Einsetzung seines Widersachers Smetona als Staatspräsidenten Ende desselben Jahres wieder darauf. In der Folgezeit bombardierte er aus der Schweiz teils mit kritischen und sogar beleidigenden, teils mit devoten Briefen Smetona und andere Politiker und Diplomaten. In Litauen spielte er aber weder in der Außen- noch Innenpolitik eine Rolle, obwohl er seit 1922 in Memel mehrere Anwesen erwarb und sich gelegentlich dort auch aufhielt, wie auch Kaunas und seine Heimat besuchte.

Seine ersten Erinnerungen der Jahre 1911-1918 veröffentlichte Gabrys 1919 auf Französisch, allerdings unterschlug er hier seine Tätigkeit als deutscher Agent und beschäftigte sich mehr mit seiner Arbeit in der Nationalitätenbewegung. Die litauische Fassung erstellte er 1938 und überarbeitete sie 1940. Hier setzte er sein Augenmerk mehr auf seine Rolle bei der Entstehung der Taryba und auf die Kontakte mit zahlreichen deutschen Akteuren während des Ersten Weltkriegs. Die litauischsprachigen Erinnerungen blieben jedoch unveröffentlicht und wurden erst 2007 in Litauen vom Institut für die

Auslandslitauer herausgebracht. Eine in Erwägung gezogene englischsprachige Ausgabe wurde nicht angegangen. Da die litauische Ausgabe Mängel, entstellte Namen und fehlende Textpassagen aufwies und wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügte, fasste Prof. Eberhard Demm, der schon früher mit mehreren Beiträgen über Gabrys hervortat, den Entschluss, sie auf Deutsch herauszugeben. Der Text wurde von Dr. Christina Nikolajew roh übersetzt, von Demm und seiner Frau stilistisch überarbeitet und noch einmal mit dem Original verglichen. Den wissenschaftlichen Wert dieser Ausgabe unterstreicht besonders das 34 Seiten umfassende biographische Verzeichnis aller Personen, die bei Gabrys vorkommen. Die Zitate aus deutschen Werken wurden im Original übernommen und die aus französischen Werken ins Deutsche übersetzt. Außerdem sind dem Text 794 Fußnoten, eine Bibliographie der Sekundärliteratur und eine kurze Einführung über Gabrys, sein Werk und die Ausgabe beigefügt. Die Übersetzung gewann durch die Teilung der ellenlangen litauischen Sätze in kürzere deutlich an Lesbarkeit. Trotz der offensichtlichen Bedeutung dieser Erinnerungen für die Forschung waren seltsamerweise mehrere wissenschaftliche Einrichtungen in Deutschland nicht bereit, sie in den von ihnen betreuten Serien herauszubringen. Schließlich haben sie die Herausgeber selbst beim Peter Lang Verlag veröffentlicht.

Beim Verfassen dieser Rezension habe ich mir Mühe gemacht, die Übersetzung mit der litauischen Ausgabe stichprobenartig zu vergleichen. Ich kam zu dem Ergebnis, sie als ausgezeichnet zu beurteilen. Lediglich einige wenige Fehler fielen mir auf: „Vyskupija Varmija“ heißt auf Deutsch Bistum Ermland und nicht Bistum Wärmeland; auf S. 195 muss anstelle von „Man musste dafür sorgen, dass Litauens Klage gehört wurde, zumal sein Martyrium doppelt, wenn nicht gar dreimal so schlimm war das Belgiens und Polens. Denn zusätzlich zur deutschen Militärverwaltung wurde in diesen Gebieten eine Zivilverwaltung aus Deutschen und Deutschbalten eingesetzt“ richtig heißen: „Man musste dafür sorgen, dass die zivilisierte Welt Litauens Klage hört, zumal sein Martyrium doppelt, wenn nicht gar dreimal so schlimm war wie das Belgiens und Polens, wo neben der deutschen Militärverwaltung eine Zivilverwaltung aus Deutschen und Einheimischen bestand. Sogar im benachbarten Kurland ... wurde eine Zivilverwaltung mit einem Länderrat bestehend aus deutschen Baronen und Letten eingesetzt“. Weiterhin wurden auf S. 202 aus Bischöfen Prälaten, auf S. 310 aus „Die Polen wagten damals nicht, Vilnius für sich zu beanspruchen“ wurde „Die Polen von Vilnius wagten noch keine Forderungen...“ und auf S.305 wurde aus „Er (Olšauskas) bildete in Berlin mit der Unterstützung von Baron Ropp und seiner Litauisch-Deutschen

Gesellschaft eine starke Delegation“ knapp der Satz „In Berlin agierte er mit Unterstützung... erfolgreich als Delegierte...“.

Die Neigung von Gabrys, seine Taten zu überhöhen und seine Fähigkeiten in den Vordergrund zu stellen, führte in seinen Erinnerungen zu zahlreichen fiktiven Begebenheiten und Gesprächen. Die ausschmückenden Gesprächsszenen, in denen Gabrys sich stets als der Klügere und Weitsichtigere darstellt, könnten auch in einem Roman stehen. Dieser Umstand bedurfte nicht nur eines Hinweises auf Unstimmigkeit in der Einleitung. Die Herausgeber haben deshalb ausführliche Erklärungen und Richtigstellungen in Fußnoten untergebracht. Die zahlreichen Berichtigungen und Verweise auf weiterführende Literatur werden den Forschern, die sich nicht mit einzelnen Begebenheiten auskennen, helfen, sich besser zu orientieren. Trotzdem kann man Gabrys nicht seine außerordentliche historische Bedeutung absprechen, denn ohne seine Propagandaarbeit im Westen und sein Wirken in Deutschland in den für die Unabhängigkeit Litauens entscheidenden Jahre während des Ersten Weltkrieges wäre Litauen nach 1918 bestenfalls zu einem Anhängsel von Polen geworden.

Arthur Hermann

* * *

Dalia Grinkevičiūtė: Aber der Himmel - grandios. Aus dem Litauischen übersetzt von Vytenė Muschick. Hrsg. v. Vytenė Muschick u. Anna Husemann. Mit e. Nachwort v. Tomas Venclova. Berlin: Matthes&Seitz 2014. 206 S., Ill. ISBN: 078-3-88221-387-4

Nach der Besetzung der baltischen Länder im Juni 1940 und ihrer Angliederung an die Sowjetunion im August desselben Jahres setzten Verhaftungen von sogenannten antisowjetischen Elementen in diesen Ländern ein. Ab dem 14.6.1941 folgten schließlich Massendeportationen von Familien aus der Führungsschicht der baltischen Völker, denen der Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges am 22.6.1941 ein Ende setzte. In dieser einen Woche wurden aus Litauen fast 17 000 Personen, darunter auch Kinder und Greise, hinter Ural deportiert, wo ein großer Teil von ihnen umgekommen ist.² Die Überlebenden konnten erst ab 1955 wieder nach Litauen zurückkehren, standen jedoch weiterhin unter Beobachtung.

² Arūnas Bubnys: Litauen unter „rotem“ Terror 1940-1941. In: Annaberger Annalen. 21,2012. S.212-224.

Dalia Grinkevičiūtė, die bei der Verbannung gerade 14 Jahre alt war, erzählt über die unmenschliche Behandlung der Deportierten in den Weiten Sibiriens. Diese Erinnerungen verfasste sie 1950, als es ihr und ihrer Mutter gelang, heimlich nach Litauen zurückzukehren und eine Zeitlang im Untergrund zu leben. Als die Mutter starb, begrub Dalia sie heimlich in einem Keller. Bevor sie wieder gefasst wurde, konnte sie die noch nicht abgeschlossenen Erinnerungen in einer Kapsel im Garten des Elternhauses in Kaunas vergraben. Sie selbst wurde wieder nach Sibirien gebracht, obwohl sie noch immer minderjährig war. Erst 1956 durfte sie nach Litauen zurückkehren, die vergrabenen Erinnerungen konnte sie jedoch nicht auffinden. Daher schrieb sie in den siebziger Jahren eine neue Fassung, in der sie nicht nur die Kriegsjahre, sondern die ganze Verbannungsperiode beschrieb. Diese Fassung zirkulierte unter den Dissidenten, in Litauen erschien sie 1988 in der Zeitschrift „Metai“ und 1997 als Buch zusammen mit der 1991 wieder gefundenen ersten Fassung.³ Die erste Fassung beinhaltet nur die Ereignisse zwischen 1941-1943, die Schilderung ist jedoch unmittelbarer und ausführlicher als die zweite Fassung, die sich insgesamt mehr mit dem Gulag-System auseinandersetzt.

Im Mittelpunkt dieser ersten Fassung stehen die Ereignisse während der langen Fahrt bis ans Altaigebirge im Sommer 1941 und vor allem das schreckliche Leben oberhalb des Polarkreises an der Mündung der Lena, wohin ein Teil der verbannten Litauer im Spätsommer 1942 gebracht wurden. An diesem bis dahin unbewohnten Ort sollte ein Außenlager gebaut werden. Die angekommenen Verbannten mussten mit dem mitgebrachten und angeschwemmten Holz notdürftige Baracken für sich und die Leitung des Lagers noch vor dem Ausbruch des langen Winters bauen. Gearbeitet wurde bis zu 16-18 Stunden am Tag, man erhielt nur einmal am Tag eine Brotration, wer nicht arbeitete, erhielt auch diese nicht, und auch die Kinder, darunter die fünfzehnjährige Dalia, musste Holzstämme schleppen. Holz für die Befuerung der armseligen Behausungen der Verbannten gab es nicht, daher musste man sie heimlich beschaffen, wofür harte Strafen verhängt wurden. In kurzer Zeit rafften der Hunger, die Kälte und Krankheiten wie Typhus und Skorbut vor allem die Schwächsten, also alte Menschen und Kinder, hinweg. Der zynische Lagerleiter und die Ärztin, die die Kranken wegen der Ansteckungsgefahr nicht anfassen wollte, ließen die Sterberate ins Unermessliche steigen. Die Menschen waren völlig unterernährt, ohne Winterbekleidung, es fehlte an Medika-

³ Dalia Grinkevičiūtė: *Lietuviai prie Laptevų jūros* (Litauer an der Laptewsee). Vilnius 1995. 267 S.

menten und Betreuung. Als im Spätwinter ein Sturm tagelang wütete, hatten die Barackeninsassen keine Kraft mehr, sich freizuschaukeln und die Brotrationen zu holen und warteten apathisch auf den Tod. Zum Glück warf irgendjemand ein paar Laibe Brot durch den Schornstein hinein. Erst als eine Kommission, darunter auch ein Arzt, aus dem Zentrallager ankamen und die Zustände anprangerten, verbesserte sich die Situation. Medikamente und Zwiebeln wurden verabreicht, Räume für Kranke freigemacht, fürs Schleppen der Holzstämme zwei Pferde herangeschafft und der Arbeitstag auf 14 Stunden begrenzt. Im Sommer wurden Brigaden, bestehend meistens aus Männern, zum Fischfang an die Küste abgeordnet, wo sie genügend Fisch auch für sich selbst fangen konnten. Dalia und die Mutter wurden in ein anderes Lager, in dem der Fischfang verarbeitet wurde, versetzt. Hier konnten die Frauen Fische für sich selbst leicht herausschmuggeln und wieder zu Kräften kommen. Der Leiter dieses Außenlagers, ein Este, freundete sich mit den Litauern an und unternahm nichts gegen die Diebstähle. Als dem Zentrallager seine lasche Führung und Unterschlagungen bekannt wurden, setzten sich der Este und einige Verbannten mit Booten ab mit dem Ziel, sich nach Amerika durchzuschlagen. Damit endet abrupt die Erzählung.

Die Erzählerin beschreibt schonungslos die Reaktionen und Handlungen der Verbannten in todbringenden Situationen, als der Hunger alles Menschliche auslöschte. Auch die Willensstärksten, die sich an das Leben krallten, waren zeitweise nicht in der Lage, sich Mut zuzusprechen und wünschten sich nur noch den Tod. Unter Nennung ihrer Namen schildert sie die Mitgefangenen und ihre Charaktereigenschaften. Der Erzählerin gelingen Szenen von großer Eindringlichkeit und Menschlichkeit, sie bringt sogar Verständnis für die Diebstähle unter den Mitgefangenen während der Hungerzeit auf, sie verachtet auch die Frauen nicht, die sich für ein Stück Brot sich mit den Zivilisten und Bewachern einlassen. In ihrem Bericht wird deutlich, dass vor allem die Leiter der Lager die Schuld an der unmenschlichen Behandlung der Verbannten trugen, weil sie in ihre eigene Taschen wirtschafteten, die vorgesehenen Essenrationen willkürlichen verringerten und die Arbeitsnormen erhöhten. Zu den Lagern gehörten Krankenhäuser und sogar Schulen für die Kinder, wenn auch der Unterricht erst nachmittags erfolgte, denn auch die Kinder mussten vor dem Unterricht 4 bis 6 Stunden wie Erwachsene arbeiten. Eine Bewachung gab es dort oben im Norden nicht, denn in der unwirtlichen Gegend bedeutete eine Flucht den sicheren Tod.

Die Erinnerungen von Grinkevičiūtė gehören zu den eindrucksvollsten Schilderungen des Gulag-Systems. Nach der abermaligen Rückkehr nach

Litauen 1956 durfte die Erzählerin Medizin studieren und arbeitete von 1960 bis 1974 in einem Dorfkrankenhaus. Da sie aber jegliche Mitarbeit mit den Sicherheitsorganen ablehnte und Kontakte zu ehemaligen Mitgefangenen aufrechterhielt, verlor sie ihre Arbeit und lebte fortan bis zu ihrem Tod 1987 bei einer Freundin. Nach der Verbreitung der zweiten Fassung der Erinnerungen unter den Dissidenten und der Veröffentlichung von Teilen davon in den USA wurde sie bekannt. Ihre Erinnerungen haben sicherlich ein Stück zur Untergang der Sowjetunion beigetragen. Durch die Übersetzung ins Deutsche von Vytenė Muschick, die die Erzählerin persönlich kannte, wird das Schicksal von Grinkevičiūtė auch in Deutschland bekannt werden. Da die Erzählerin ihren unvollendeten Erinnerungen keinen Titel geben konnte, hat die Übersetzerin einen solchen dem Text entnommen „Aber der Himmel – grandios“, der sehr gut gewählt ist und die Spannung zwischen der Natur und dem Leben in Sibirien aufzeigt. Leider fehlt ein passender Untertitel, der auf die Verbannung oder den Gulag hinweisen würde. Auch das Foto auf dem Umschlag, das aus der glücklichen Kinderzeit vor der Verbannung stammt, passt nicht so recht zum Inhalt des Buches.

Arthur Hermann